

Jeno-Zeitung

Kreiszeitung

Bronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 M., durch die Post 2,20 M. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deuden-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. M. Fernruf Nr. 450. Postfach 66. **Verleger: Ahaus: Bronauer 22 720.**

Ämliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.
Geschäftsstelle in Bronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtparkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt. Sparkasse Bronau i. M. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Jeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 8 Pfennig. Rabatt nach Tarif.
Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 185

Sonntag, den 8. Juli 1934

Jahrgang 1934

Die polnischen Arbeiter in Frankreich.

Eine heikle Frage in den polnisch-französischen Beziehungen.

Von unserem Bronauer Mitarbeiter.

Warschau, im Juli.

Als Barthou bei seinem Bronauer Besuch vor den Vertretern der Presse sprach, sagte er, daß es zwischen Polen und Frankreich verschiedene Mißverständnisse gab, die nun beseitigt worden sind. Unter den vielen Fragen, die es zwischen Polen und Frankreich zu regeln gibt, und die trotz der Versicherung Barthous nicht geregelt wurden, nehmen die Frage der Handelsbeziehungen und die Frage der polnischen Arbeiter in Frankreich einen breiten Raum ein. In der polnischen Presse ist seit Monaten eine fast ständige Rubrik mit Nachrichten über die Ausweisung polnischer Arbeiter aus Frankreich zu finden. Es hieß zuerst, daß die „Repatriierung“ nicht zwingend erfolgen wird, sondern, daß die polnischen Arbeiter nach eigenem Ermessen und aus eigenem Willen die Heimreise werden antreten können. Dann erfolgten aber rasch die Entlassungen, und diese waren mit der Bestimmung verbunden, daß die Entlassenen Frankreich in einer bestimmten Frist zu verlassen hatten. Die polnischen Arbeiter kehren nach Polen in einer Zeit zurück, in der es für sie keine Arbeit gibt und wo sie daher dem Staat zur Last fallen müssen. Die Kommentare der polnischen Presse sind deshalb alles andere als freundlich, und es ist begreiflich, daß der im Augenblick unerwünschte Zustrom von Menschen, die von vornherein zur Arbeitslosigkeit verurteilt sind, auch der polnischen Regierung im höchsten Maße unerwünscht ist.

Der polnische Botschafter in Paris hat bald nach Barthous' Rückkehr aus Bronau bei diesem vorgesprochen und von ihm die Zusicherung erhalten, daß diese Frage eine grundlegende Überlegung zum Besseren erfahren würde. Aber so wenig wie der französische Handelsminister sich beeilt hat, die Bronauer Versprechungen Barthous zu erfüllen, „ebenso wenig“ zeigte der französische Arbeitsminister, seine Verpflichtung über die Repatriierung zurückzunehmen. Er betonte dem polnischen Vertreter gegenüber, „daß angesichts der Lage auf dem Arbeitsmarkt in Frankreich er es als selbstverständlich erachte, daß die fremden Arbeiter in ihre Heimat zurückkehren müssen.“ Woche für Woche rollen die Züge aus dem Westen nach dem Osten und führen Tausende fleißiger und arbeitsamer Menschen, die gehofft hatten, in dem entvölkerten Frankreich eine zweite Heimat zu finden, der alten Heimat, aber auch dem Elend und der Not wieder zu. Der Abschied von Frankreich fällt ihnen jedoch nicht schwer, denn sie verlassen es, wie das Regierungsblatt „Kurjer Poranny“ schreibt, „unter dem Eindruck schwerer Leiden, Verunglimpfungen und Beschimpfungen.“ So sieht das Ende aus, das keiner von diesen Arbeitern erwartet hatte, als er vor Jahren westwärts fuhr, um dem Mangel an Arbeitskräften in Frankreich abzuwehren.

Die Zahl der polnischen Emigranten in Frankreich, also der Arbeiter und ihrer Familien, die sie zum größten Teil mitnehmen, nachkommen ließen oder dort gründeten, kann ohne Ueberschätzung mit 700 000 angenommen werden. Bald nach dem Kriege, als Frankreichs Kohlengruben wieder ihre Betriebe ausbauten, wanderten vor allem Vergleute nach Frankreich aus. Im Jahre 1927 waren es 16 000, 1929 81 000, 1930 88 000, im Jahre 1931 28 000 und noch im Jahre 1933 11 500 Auswanderer, die glaubten, in Frankreich Arbeit und Brot auf die Dauer gefunden zu haben. Aber unter diesen Auswanderern sind immer weniger Bergarbeiter, immer weniger Facharbeiter und immer mehr ungelesene Arbeiter aus den östlichen Gebieten Polens gewesen, die aus den überfüllten Dörfern in die polnischen Städte nicht ziehen können, weil sie in diesen auch keine Arbeit finden. Diese Arbeiter, die auf einer viel tieferen Zivilisationsstufe als die französischen stehen, sind für Frankreich ein willkommenes Menschenmaterial gewesen. Arbeitswillig und zu den schwersten Arbeiten bereit, wenig anspruchsvoll und billig, wurden sie in den französischen Betrieben gern aufgenommen. Aber diese Eigenschaften stempelten den polnischen Arbeiter in Frankreich zum „Kuli“, wodurch der französische Arbeiter, der früher diese Arbeiten verrichtete, in eine gehobene, besser bezahlte Stellung rücken konnte. Während der polnische Arbeiter, ähnlich wie der slowenische oder jugoslawische, kaum eine bessere Behandlung erfährt als die vielen Farbigen und Neger, so hat er andererseits, da er zumeist jung ist — das Hauptalter der Emigranten liegt zwischen 20 und 40 Jahren — in nicht geringem Maße zu einer Verjüngung der einheimischen Bevölkerung beigetragen. Dies war, angesichts der andauernden Vergreisung des französischen Volkes und des fortgeschrittenen Geburtenrückganges, in den Jahren der Konjunktur für Frankreich von überaus großem Vorteil. Auf dem Arbeitsmarkt machen sich die Folgen der Kriegsjahre jetzt bemerkbar, denn man rechnet mit einem 50prozentigen Ausfall von Arbeitskräften.

(Fortsetzung siehe 2. Seite.)

„Schleichers politischer Traum.“

Enthüllungen einer englischen Wochenschrift.

London, 7. Juli.

Die Wochenschrift „New Statesman and Nation“ veröffentlicht einen „Schleichers politischer Traum“ überschriebenen Artikel „eines Korrespondenten, der in enger persönlicher Fühlung mit General von Schleicher gestanden hat“. In diesem Artikel heißt es wörtlich:

Drei Tage vor Schleichers Tod sprach ich in Paris mit einem Manne, der sein besonderes Vertrauen bei diesem Mann hatte, Schleicher sei der festen Ansicht gewesen, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen sei. Er legte mir die Lage

dar und das, was er als Heilmittel ansah: einen kurzen Zeitraum militärischer Gewalt und dann das soziale Reich.

Nach weiterer Aufzählung der außenpolitischen Punkte des Programms Schleichers fährt der Korrespondent fort: Schleicher hatte Fühlung mit einflussreichen französischen Staatsmännern gesucht und gefunden. Sein einziges Ersuchen — und dies war grundsätzlich zugestanden worden — war die Rückertung einiger verlorenener deutscher Kolonien. Der Korrespondent erwähnt, daß er auf die Frage: „Aber Hitler muß doch wohl bekannt sein, was im Gange ist; haben Sie keine Angst für Schleicher?“ vom Vertrauensmann Schleichers die Antwort erhielt: „Man wird nicht wagen, ihn anzurühren.“

Noch eine blutige Nacht in Amsterdam.

Die Polizei greift energisch gegen den kommunistischen Pöbel durch. Zwei Tote, 61 Verletzte.

Amsterdam, 7. Juli.

In den Abendstunden des Freitag wiederholten sich an verschiedenen Stellen der Stadt die Ausschreitungen aufrührerischer Elemente. So wurde in der Spaaradammer Straat ein Straßenbahnwagen umgeworfen und auf ihm die rote Flagge gehißt. An anderer Stelle wurde ein Straßenbahnwagen zum Entgleisen gebracht. Herbeigeeilten Polizeistreifen gelang es aber sofort, die auflässige Menge zu zerstreuen.

Das allgemeine Interesse konzentrierte sich auch am Freitagabend wieder auf den Nordsee, in dem jedoch diesmal so starke Militär- und Polizeikräfte zusammengezogen waren, daß die Behörden im Gegensatz zum Vorabend der Lage völlig Herr waren. Nur einmal mußte in der Nähe des Noordermarks das Maschinengewehr eines Panzerautos in Aktion treten.

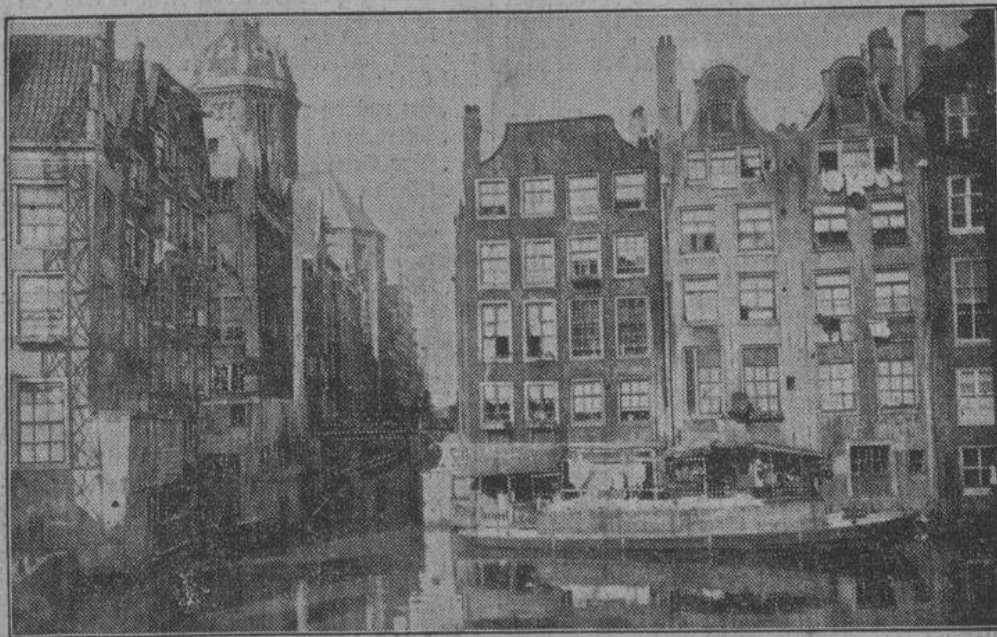
Wiederholt drangen Militärstreifen in die Häuser ein und nahmen verdächtige Elemente fest, die sich auf den Dächern aufgehalten hatten.

Bei mehreren Verhaftungen wurden Schusswaffen gefunden. Infolge des starken Militär- und Polizeiaufgebots gelang es dem Pöbel nicht, die Straßenbeleuchtung erneut zu zerstören. Die Straßen waren so gut wie menschenleer, da überall der energische Befehl, ruhig in den Häusern zu bleiben, befolgt wurde.

Dagegen kam es im nördlichen Stadtteil auf der anderen Seite des Amsterdamer Hafens, in dem eine Abteilung Marine-Infanterie Patrouillen Dienste ausführt, im Laufe des Abends zu heftigen Straßenkämpfen zwischen einer zahlreichen Menge und der Polizei, die bald durch Militärabteilungen verstärkt wurde. Sanitätsautomobile fuhren hin und her, um die Verwundeten zu bergen. Auch hier wurde aber am späten Abend der Widerstand gänzlich gebrochen.

Da es noch in mehreren anderen Stadtteilen zu Zwischenfällen kam, wurde die Polizei überall durch Militärstreifen verstärkt. Zur Niederstämpfung der Aufrührer hat der Umstand wesentlich beigetragen, daß Militär und Polizei rüchlos von den Waffen Gebrauch machten.

Das Amsterdamer Aufruhrgebiet.



Dieses Bild aus dem alten Amsterdam veranschaulicht deutlich das schwierige Aufruhrgebiet, in dem ganze Häuserblöcke meist nur über Brücken erreicht werden können.

Mexiko.

Von

Aug. H. Berning.

Verschiedene Ereignisse der jüngsten Zeit — die Wahl eines neuen Staatspräsidenten, eines Partei- und Gefinnungsgegners des ehemaligen Präsidenten Calles, die angeblichen Rutschabsichten eines der bei dieser Wahl unterlegenen Kandidaten und die Fortsetzung und Forcierung des scharfen antireligiösen Kurses, der unter Calles begonnen wurde und zur Unterdrückung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen sowie zur Vertreibung der meisten Bischöfe und zahlreicher Geistlichen und Ordensleute geführt hat, — lenken die Aufmerksamkeit auf Mexiko. Hinzu kommt, daß die mexikanische Regierung in Anlehnung an die russischen Vorgänge, von denen die letzten revolutionären Bewegungen in Mexiko nicht zum wenigsten durch eine Reise von Calles nach der Sowjetunion für die sozialistische Neuordnung der innerpolitischen Verhältnisse starke Anregungen erfahren haben, einen Sechsjahresplan aufgestellt hat, in dem der Neuaufbau und die Sozialisierung der Industrie, die Festsetzung von Mindestlöhnen, die Beschlagnahme und Verteilung des Landbesitzes an die Landarbeiter vorgesehen ist. All dies läßt es angebracht erscheinen, dieses Land, in dem die in den mittelamerikanischen Staaten sozugen zur Tagesordnung gehörende Revolution radikal-marxistischen Charakter zeigt und sich unter furchtbaren Gewalttaten und Greueln den Weg gebahnt hat, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Die meisten Verwicklungen in Mexiko, das staatsrechtlich ebenso wie Nordamerika ein Bund vereinigter Staaten, also ein Staatenbund ist, können nur aus der Beschaffenheit von Land und Leuten, aus der Geschichte Mexikos verstanden werden. Mexiko umfaßt 1 969 154 qkm, ist also trotz seiner ungeheuren Landesverluste an die Vereinigten Staaten (1836 und 1848) größer als England, Frankreich, Deutschland und Italien zusammengekommen. Die Küstengebiete, weilen ein heißes, tropisches Klima auf. Die Westküste ist wüstenhaft öde, und die Ostküste, die zu den ungesundesten und heißesten Landschaften Amerikas gehört, ist auf weite Strecken ohne Pflanzenwuchs und weist dort nichts als Sand und Sumpf auf. Das kontinentale Mexiko ist ein riesiges 2000 Meter über dem Meer ragendes Hochplateau, aus dem sich wieder einzelne über 1000 Meter hohe Gebirgskette herausheben. Ist die Küste eine Wüste, so das dahinter lagernde Tiefland tropisch wüstenhaft. Zwischen diesem fieberreichen Tiefland und dem Hochgebirge liegt in Höhe von 1300 bis 2000 Metern über dem Meere eine gemäßigte subtropische Zone mit einem milden Klima und einer herrlichen Natur. Hier finden sich die wichtigsten Städte, die reichsten Dörfer und größten Landgüter. Neben Kaffee und Baumwolle wachsen hier Drachen, Zitronen, Bananen, Ananas, Pfirsiche, Weinberge und Obstgärten lösen sich ab. Die Hauptstadt Mexiko, mit ihren eine Million zählenden Einwohnern liegt in einer Seemulde dieses mittleren Hochplateaus, von Dörfern, Landgütern umgeben, im Kranz von Seen, Kornfeldern und Obstgärten.

Die an die Vereinigten Staaten von Nordamerika grenzenden Gebiete des Nordwestens und Nordostens sind wenig bevölkert und unfruchtbar. Hier leben die Yagui-Indianer in aller Wildheit, nur wenig von der Zivilisation frisiert. Die Staaten Coahuila, Nuevo Leon, Durango, Zacatecas, San Luis Potosi weisen reiche Erz- und Kohlenvorkommen auf, in Sonora und in dem steinigten Niedertalflorin findet sich Kupfer, und in den Grenzstaaten sogar Gold; Silber, Blei und Zink werden in den Staaten Guanajuato, Zacatecas, Hidalgo, Chihuahua und Jalisco gefördert. Das wichtige Erdböl, das die politischen Beziehungen Mexikos zu den Vereinigten Staaten maßgeblich beeinflusst hat, findet sich bei Tampico, Tuxpan, Veracruz und Manatlan. Die für die Landwirtschaft bedeutungsvollen und fruchtbarsten Gebiete liegen in den Staaten Morelos, Puebla und Tlaxcala, weiter in Hidalgo, Queretaro, Aguascalientes; hier sind die ausgedehnten, riesigen Plantagen, mit deren Aufzucht sich die sozialistische Regierung befaßt. Jalisco im Südwesten ist der zweitgrößte, volkreichste Staat Mexikos; weiter südlich folgt der große Staat Michoacan, der eine der schönsten und reichsten Landschaften ist. An der Meerenge von Tehuantepec erhebt sich das großartige Bergland von Oaxaca, das in seiner wilden Erhabenheit den schönsten und schroffsten Alpenpartien nicht nachsteht.

Mexiko ist infolge seiner Größe und Ausdehnung kein einheitliches Land. Die größten landschaftlichen Gegensätze und Verschiedenheiten zerreißt es. 58,2 % des gesamten Bodens sind Oedland. Wüsten, Kaktusteppen lösen sich mit wirrem, verunstaltetem Urwald in den Tiefländern ab. Dazu kommt dann der scharfe Kontrast zwischen den tiefliegenden Tropenzonen, den milden Hochebenen und den 4000 Meter aufragenden vulkanischen Hochgebirgen. Mit Recht wird gesagt, daß die wirre, gegensätzliche Natur des Landes selbst eine wesentliche Ursache der in Mexiko vorkommenden Anarchie ist.

So verschieden wie die Landschaften in Mexiko sind auch seine Bewohner, die kein einheitliches Volk bilden. Von den 16 Millionen Einwohnern sind nur 9,8 % Weiße (Kreolen, Nachkommen der eingewanderten

ten Spanien, die aber im Lande geboren und seit Jahrhunderten dort heimisch sind). 20,2 % sind reinblütige Indianer und 59,3 % Mischlinge. Mexiko ist somit noch vorwiegend indianisches Land; hier wurden die Indianer nicht wie in Nordamerika ausgerottet und durch weiße Siedlerfamilien verdrängt, sondern in Kommenzen zusammengefaßt und zur Landarbeit herangezogen. Die Spanier kamen nicht als eigentliche Auswanderer und Siedler, sondern als Eroberer und Herrscher; sie brachten ihre Familien nicht mit, weil sie nach Erwerb des erhofften Vermögens wieder nach Spanien zurückkehrten. So kam es, daß die Spanier stets nur eine dünne Oberschicht der Beamten, Priester und Plantagenbesitzer bildeten, die meist auf die Mitarbeit der Eingeborenen angewiesen waren. Hier liegt auch die Ursache für die weitgehende Rassenmischung in Mexiko, wie in ganz Latein-Amerika. Es bildete sich ein nach und nach zahlreicheres überwiegendes Mischvolk, das eine unglückliche soziale Zwischenstellung zwischen Kreolen und Indianern einnahm und von beiden verachtungsvoll behandelt wurde. Die Mestizen waren von der Gesellschaft der Kreolen ausgeschlossen und hatten auch keinen Teil an indianischen Gemeindefreibeit. So bildeten die Mestizen stets eine gärende, sozial unbefriedigte Mittelschicht, die bei den großen revolutionären Umwälzungen eine große Rolle spielen sollte.

Auch die Indianer, die Indios, sind kein einheitliches Volk, sondern sie bilden verschiedenartige, einander fremd und feindlich gegenüberstehende Stämme, die auch verschiedene Sprachen reden. Infolgedessen fühlen sich die einzelnen Stämme vollständig nicht mit dem Land verbunden, sie gehen ganz in den isolierten Interessen ihres Siedlungsraumes auf. Die Mayas im südlichen Grenzstaat Yucatan fühlen sich viel stärker zu ihren Stammesgenossen in Guatemala und Honduras hingezogen und sind für eine Anschlußpropaganda zugänglich. Die grauamen und wilden Yaguis im Norden machen Politik auf eigene Faust und sind bei allen Revolutionen dabei. Cortez, der spanische Eroberer Mexikos, hat durch Errichtung der Kommenzen eine neue politische Ordnung zu begründen versucht. Mehrere Indianerstämme wurden unter einer Art Feudalherrschaft zu einer Kommenze vereint. An den Inhaber einer solchen Kommenze wurde ein Jahrestribut gezahlt. Bei der neuen Landverteilung überließ Cortez einen Teil des Grundbesitzes den Eingeborenen als Privat- oder Gemeindegut. Verlor der Indianer durch Interesslosigkeit oder Mißgeschick sein privates Land, so behielt er immer noch seinen Anteil am Gemeindegut und war in seiner Existenz gesichert. Nach der 1856 vorgenommenen Aufteilung des Gemeindegutes setzte durch die Großgrundbesitzer genau die gleiche Bauernlegerei ein, wie wir sie in den deutschen Osten erlebt haben. Die Folge war, daß sich zwei sozial ungeheuer auseinanderklaffende Schichten herausbildeten: die der Hacienderos, der Großgrundbesitzer, die die Fürsten ihren riesigen Besitz vermarktet, und die der völlig heillosen Peons. Auf diese Weise geriet z. B. der ganze Staat Morelos in die Hand von zwanzig Großgrundbesitzern. Der Kriegsminister des Präsidenten Diaz, eines der Vorgänger von Calles, besaß eine Hacienda, ein Gut, das 1500 Quadratkilometer umfaßte, mit 30 000 Stück Rindvieh und 18 000 Pferden. Dagegen fehlte gänzlich eine starke Mittelschicht von unabhängigen Kleinbauern. Die republikanische Regierung verschlummerte das Uebel noch dadurch, daß sie die großen staatlichen Ländereien, auf welche die Peons, die Landarbeiter, ihre Hoffnung gesetzt hatten, an ausländische, rein spekulative Landgesellschaften verkaufte. Dieser erschreckende Gegensatz in der Verteilung des Besitzes mußte für die innenpolitische Entwicklung Mexikos von verhängnisvoller Wirkung werden.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Konkurrenz tut not!

NdZ Berlin, 7. Juli.

Der Vizepräsident des Reichsrats der deutschen Wirtschaft, Reichstagsabgeordneter Dr. Hunkle, betrachtet, wie das NdZ meldet, im nationalsozialistischen Wirtschaftsdiens die Probleme der Wirtschaftsführung. Dabei begrüßt er die Neuorganisation der deutschen Wirtschaft, zumal eine richtige Organisation die Vorbedingung für die vollkommene Erfüllung der Aufgaben der gewerblichen Wirtschaft sei.

Misere knockout!

Roman von Couet Goelitz.

33) (Nachdruck verboten.)

Und Melly schlug die Augen nieder.

„Stelle dich einmal ein wenig näher“, sagte Wangenheim zu Klingenberg, „gut, ungefähr da hin, daß es nach einem kleinen Verhör aussieht, aber strede die Brust ein wenig nicht so selbstbewußt heraus, du bist noch angeklagt. Bitte, kommen Sie herein, meine Herren. Bitte, schließen Sie die Tür!“

Raupp kam herein, hinter ihm der Kriminalbeamte.

Raupp schien sehr blaß.

Wangenheim stand auf. Aber hinterm Tisch blieb er stehen. Er schaute ihm nur der Talar und man hätte ihn mit einiger Phantasie für einen Richter hinterm Richtertisch halten können. „Herr Klingenberg, hm, ist so weit gefällig“, teilte er den Herren mit, indem er Raupp sehr eingehend betrachtete — „wie, Sie überrascht das so?“

„Nein, nein — oder jawohl, doch, Herr Generaldirektor. Sie sehen mich allerdings ein wenig überrascht, denn ich hätte eher erwartet —“

„Daß er leugnete?“

„Gewiß, Herr Generaldirektor.“ — Raupps Kopf drehte sich mechanisch Harwitz zu und sein Blick hat etwa: Geh du doch wenigstens hinaus, zu was stehst denn du nur hier?

Auch Harwitz sah ihn an — und Harwitz verlor die Beherrschung. „Sie wissen, daß Herr Klingenberg mit mir befreundet ist, ich halte Sie weit eher für den Epigamben wie ihn!“

„Da — muß ich doch bitten — was überhaupt bezweckt Ihre Gegenwart?“

„Ich habe diesem Herrn hier — er bezeichnete den Kriminalbeamten Brauer — „einige Fragen beantwortet können und mit Vergnügen beantwortet, als er mir sagte, weshalb er sie stellte. Und diese Fragen lassen sich ja in Ihrer Gegenwart wiederholen und ich werde Sie nochmals mit demselben Vergnügen beantworten — bitte sehr, Herr Brauer!“

Gegen die praktische Durchführung der Organisation habe er aber noch einige Bedenken. Zunächst müsse vor der Gefahr der Überorganisation gewarnt werden, dann aber auch befürwortet werden, daß die

London in Erwartung Barthous.

Englische Betrachtungen über den Zweck des Besuches.

London, 7. Juli.

Die bevorstehende Reise des französischen Außenministers nach London hat eine Anzahl von Blättern veranlaßt, Betrachtungen über den Zweck und die voraussichtlichen Ergebnisse dieser Reise anzustellen. „Daily Herald“ warnt erneut vor der Gefahr eines zu weiten britischen Eingehens auf die französischen Bündniswünsche. Das Blatt erkennt an, daß bis zum gegenwärtigen Augenblick keine endgültige Entscheidung über eine Verringerung der Grundlagen der britischen Außenpolitik gefallen ist, sieht aber die Gefahr noch nicht für behoben an.

Der diplomatische Korrespondent des „Daily Herald“ weist auf die offenen Meinungen der französischen halbamtlichen Presse über den Zweck des Besuches Barthous hin und auch die Zuerückhaltung, die bezüglich des Ergebnisses herrscht. Der Korrespondent ist mit dem Pariser Temps der Ansicht, daß das „enge Zusammenwirken mit Frankreich auf allen Gebieten“ sehr ernstlich mit Barthous erörtert werden werde. Es würde Barthous jedoch zu verstehen gegeben worden — wie dies ihm bereits vor einem Vierteljahrhundert erklärt worden sei — daß alle Vereinbarungen „Gentleman-Abkommen“ sein müßten, damit dem Parlament stets die notwendigen Ablehnungen gegeben werden könnten (!).

Der politische Korrespondent des „Daily Mail“ schreibt, trotz Baldwin's Unterhausrede über den Charakter des Besuches Barthous würden in amtlichen Kreisen angehängt des zugegebenen Fehlschlages der Abrüstungskonferenz um jangreiche Vorbereitungen für diesen Besuch getroffen.

Der 95jährige John D. Rockefeller.

Wie ein Märchen klingt die Lebensgeschichte des alten „John D.“, der am 8. Juli sein 95. Jahr vollendet. Es ist wirklich eine der großen amerikanischen Karrieren, wie sie auch im Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht allzu häufig sind. Als Rockefeller 1839 in Richford im Staate New York geboren wurde, ahnte niemand, daß aus dem Sohn des kleinen Kaufmanns einmal der reichste Mann der Welt werden würde, dessen Vermögen auch heute noch garnicht zu schätzen ist.



Mit dem Namen Rockefeller ist der Begriff Petroleum untrennbar verbunden. Der Brennstoff hat die Grundlage zu dem Riesenvermögen gelegt, er sorgt auch heute noch dafür, daß es von Tag zu Tag größer und größer wird. Als Rockefeller mit 19 Jahren mit einem Partner eine eigene Firma gründete, in die er seine mühsam ersparten wenigen tausend Dollar hineinsteckte, begann er sofort, sich dem Petroleum und seiner Verwertung zuzuwenden, weil er die eminente Bedeutung dieses bis dahin wenig ausgenutzten Produktes erkannte. Nach wenigen Jahren schon konnte er in größerem Maße Pe-

treolumhandel betreiben, und als er im Jahre 1870 die „Standard Oil Works“ in Cleveland gründete, betrug das Gesellschaftskapital schon 1 Million Dollar. Wiederrum 12 Jahre später beherrschte sein Trust den gesamten amerikanischen Petroleummarkt, und heute gibt es nur wenige Produktionsgebiete, die nicht in irgendeiner Form von Rockefeller und seinen Gesellschaften kontrolliert werden. Es muß erwähnt werden, daß der Petroleumtrust das Vorbild für alle anderen Gründungen dieser Art wurde und im Verlauf seiner Entwicklung entscheidenden Einfluß auf die innere Politik der U.S.A. nehmen konnte, was wiederum, zumal auch sonst die Trustmethoden dem Maximum an Uebelstand, rücksichtslosem Kapitalismus entsprachen, zur Auslösung einer leidenschaftlichen Antitrustbewegung führte.

Schon 1895 hat sich Rockefeller von der aktiven Leitung seiner Geschäfte zurückgezogen, die nun in den Händen seines Sohnes „John D., der Jüngere“ liegt. Als eifriger Golfspieler lebt der Greis mit dem charakteristischen, mumienhaft ausgetrockneten Kopf auf einem Gut bei New York, und nur ab und zu hört man seinen Namen in Verbindung mit einer wohltätigen Stiftung in der Öffentlichkeit nennen. Man schätzt, daß er im Laufe seines Lebens rund 500 Millionen Dollar gemeinnützigen Zwecken zugeführt hat. Allein die Universität Chicago, die von ihm begründet wurde, hat Zuwendungen von rund 12 Millionen erhalten, für Erziehungszwecke stiftete er 43 Millionen, und die Rockefeller-Stiftung zur Förderung allgemeiner nützlicher Zwecke ist von ihm im Laufe der Zeit mit 180 Millionen Dollar bedacht worden. Das hindert jedoch nicht, daß Tausende seiner Arbeiter zu so niedrigen Löhnen arbeiten müssen, daß, wenigstens in den vergangenen Jahren, Streiks und Aufstände in den Rockefeller-Betrieben recht häufig waren. Es sind eben auch in dieser Persönlichkeit Licht und Schatten hart nebeneinander vereinigt, und neben leidenschaftlichen Anhängern kennt der alte Rockefeller, der in seinem Leben stets die tägliche Reue der Bibel mit radikalstem Geldmachertum verbunden hat, ebenso erbitterte fanatische Feinde.

„Nein, etwas stimmt da nicht“, schüttelte Brauer mit dem Kopf — sein breiter Rücken verbog, nebenbei erwähnt, die Hälfte der Tür — „privates Vermögen haben Sie keinen Heller, wohl aber Schulden bis über die Ohren. Von einer Seite beschaffen Sie sich sogar ein Darlehen auf eine erwiesenen wenig einwandfreie Weise!“

„Nun, wohin kommen wir mit alledem“, schloß Wangenheim auf, „wohin wird das alles führen?“ — „Fürsten — nein, daß dieser junge Mann hier, mein Neffe übrigens —“

„Hör? ...“

„Mein Neffe“, nickte Wangenheim und sagte, was er eigentlich sagen wollte: — daß dieser junge Mann hier diesen abgelaufenen Diebstahl eingekauft haben sollte, ist Scherz, doch andererseits ist er gar nicht dazu gekommen, irgendwas einzugestehen oder zu bekennen, denn wir alle, wie wir hier sind — außer Ihnen vielleicht, mein sehr geehrter Herr Raupp — werden ihn wohl kaum überhaupt einer derartigen Tat beschuldigen! Nein!“ — Wangenheims Stimme nahm nun langsam jenes tiefe Grollen an, das Melly und Klingenberg von jeher fannten und häufig genug gefürchtet hatten — „ich bin stark der Überzeugung, mein Verehrter, der Mann, an den wir uns mit Fragen zu wenden haben, sind vorerst mal Sie!“

„Sie meinen mich?! ...“

„Allerdings, ich meine Sie, Herr Raupp!“

„Herr Generaldirektor“ —

„Können Sie uns nicht sagen, wer den Schlüssel in die Tasche meines Neffen placiert hat?“

„Mein Gott, Herr Generaldirektor — ich — um Gottes willen, nein —“

„Nein? Und was interessierte Sie gestern Abend so an seinem Kleiderpind?“

„Ich — glaube — ein bedauerlicher Irrtum, Herr Generaldirektor —“

„Irrtum allerdings: wenn Sie Schelm nämlich glauben, mit der Sauberkeit Ihres geschneiderten Beinkleides auch ein lauberes Inneres vorzuführen — können — bekommen Sie sich zu einem Geständnis!“

Raupp, der nur noch als ein Schatten seiner selbst dastand, riß sich zusammen. Unter diesen Umständen werde ich natürlich keine Minute länger auf meinem Platz bleiben, es sei denn, daß diese ungeheuerliche Verdächtigung zurückgenommen wird — Sie gestatten wohl, daß ich meinen Hut und Mantel nehme?“ — und schnell trat er an den Dreisch. Nach hinworfte ihn niemand. Raupp setzte erregt den Fuß auf, ohne auf besondern sich zu achten, und schlug den Mantel über den Arm, jetzt näherte er sich der Tür — hier aber ließ er auf Brauers gewichtige Gestalt.

Leistungsprinzip durch die Ausschaltung des Wettbewerbs vernichtet werde. Der Erklärung des Reichswirtschaftsministers Dr. Schmitt, daß es ohne eifrigen Konkurrenzkampf nicht gehe, sei völlig zuzustimmen. Es sei richtig, wenn die Fachgruppen Grundzüge lokaler und anständiger Konkurrenz aufstellten. Aber jeder Wirtschaftler müsse auch in Zukunft für die Art und Durchführung seiner Geschäfte verantwortlich sein. Es sei eine glatte Unmöglichkeit, wenn z. B. ein Verband seinen Mitgliedern verbieten wolle, Preise in Ankündigungen und Inseraten zu nennen. Der Verband nehme damit seinen Mitgliedern eine der besten Möglichkeiten, das Publikum zum Kauf zu bewegen. Das Verbot der Preisankündigung sei auch nicht ein Schutz des Konsumenten. Vor allem müsse man sich davor hüten, durch die Vereinigung der Wirtschaft den kleinen Konkurrenten abzutöten. Nationalsozialistische Wirtschaftsführung bedeute niemals Sozialisierung des kleinen Betriebes. Darüber seien sich wohl alle einig.

Die polnischen Arbeiter in Frankreich.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Während aber der polnische Arbeiter in den Zeiten der Konjunktur an der Entwicklung der französischen Wirtschaft einen nicht zu unterschätzenden Anteil hatte, wird er jetzt, da das Gespenst der Arbeitslosigkeit immer mehr auch von Frankreich Besitz ergreift, einfach aus dem Lande gejagt. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.“ ... In Polen tröftet man sich damit, daß Polen wohl jetzt durch die Rückwanderung in Schwierigkeiten gerät, daß aber in nicht zu weiter Ferne eine Zeit für Polen anbrechen wird, in der für alle zur Verfügung stehenden Kräfte Arbeit und Brot zu finden sein wird.

Der polnische Arbeiter jedoch ist das Opfer der Verhältnisse. Frankreich nahm diese Arbeitswilligen auf, solange es sie brauchte und schickte sie jetzt strupplos zurück. Die polnischen Arbeiter sind voll von Verdriss über die schlechte Behandlung, die man seitens der französischen Werke und der Behörden den polnischen Heimkehrern zuteil werden läßt. Sie müssen ihre mühsam erworbene Habe verschleudern, die Unternehmen, die den Heimtransport besorgen, bereichern sich an diesen Armen. Bei der Reise kommt es daher zu verschiedenen Zwischenfällen. Die polnischen Arbeiter haben nicht gerade Segenswünsche auf den Lippen, wenn der Zug sich ostwärts in Bewegung setzt, von französischer Seite fallen Beschimpfungen, Verhöhnungen, Beleidigungen und „polnische Kommunisten“ ist noch der mildeste Ausdruck, der ihnen nachgerufen wird. Der Polierfluch ist unterwegs schlecht, man läßt die Leute nicht aussteigen, um sich mit Trinkwasser zu versorgen, hungrig und durstig gelangen sie an die deutsche Grenze. Die Deutschen behandeln diese unschuldigen Opfer der Wirtschaftskrise nicht nur menschlich, sie helfen ihnen, sind lieb zu den Kindern und stillen Hunger und Durst. So berichten die Heimkehrer, und so steht es auch in den polnischen Zeitungen. Man muß sich die Wirkungen dieser Berichte im polnischen Volk klar machen, um zu erkennen, wie sehr sie geeignet sind, das Gefühl zu stärken, daß die Politik Deutschlands frei zu machen, richtig ist. In den Beziehungen zwischen Polen und Frankreich sind die Wirtschaftskrisen für Polen ebenso wichtig, wie für Frankreich die politischen, das scheint man aber in Paris nicht zu verstehen.

Der Reichspräsident hat auf Vorschlag des Reichskanzlers im Zusammenhang mit der Überleitung des freiwilligen Arbeitsdienstes vom Reichsarbeitsministerium auf das Reichsministerium des Innern den Reichsarbeitsminister Selbde von seinem Amt als Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst entbunden und Staatssekretär Herz zum Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst ernannt.

Vom Schließigen Bahnhof in Berlin wurde am Freitag spätabends ein Landbefertransport im Rahmen des Göring-Planes nach Ostpreußen abgelassen. Zur Uebernahme der 200 Landbefere erhielten Ministerpräsident Göring, der wurde förmlich begrüßt und hielt an sie eine Ansprache, er wurde von Abteil zu Abteil gehend, die Verteilung von Schokolade an die Mädchen und von großen Paketen an die Jungen folgte. Unter dankbaren Heulrufen auf den Ministerpräsidenten und mit dem Gelang des Deutschlandliedes rollte der Zug aus der Bahnhofshalle.

Brauer sagte sanft: „Na ja, Herr Raupp, ich werde ja gern mit Ihnen zum Weidenbach gehen, aber lassen Sie die Herren doch nicht in — womöglich noch falschen — Betrachtungen zurück: Sie waren eben in der Lage, sich schon zur Zeit Ihrer damaligen Kaiserzeit für einen Duplikatsfluß zuzulegen — zogen Sie damals schon die heutige Verwertbarkeit des Geldes in Betracht?“

„Sind Sie — wahninnig —?“

„Herr“, wandte sich Wangenheim abfällig an den Kriminalbeamten vom Weidenbach, „ich darf annehmen, daß Sie mit uns ein und derselben Meinung sind. Vielleicht wissen Sie noch nicht, daß eine unserer Angestellten im letzten Abend dabei beobachtet hat, wie er sich am Spind Herrn Klingenberg's hier zu schaffen machte, vielleicht aber bestärkt das Ihre Erwartungen, die Sie mit schon vordem geäußert hatten. Ich bitte Sie nun, nehmen Sie sich seiner vorläufig an. Wir sind Ihnen äußerst dankbar, daß Sie uns von diesem — na, Element befreien ...“

„Ich verlange, daß Sie die Hand von meinem Arm nehmen. Sie hören wohl?“

„Daselbe habe ich von Greim und Nübling verlangt“, murkte Klingenberg bitter lachend, „die beiden muß ich mir noch vornehmen.“

Brauer sagte ein wenig schärfer zu, und was Raupp noch alles vorbrachte, verlor sich auf dem Korridor.

„Gott sei Dank!“ seufzte Melly, „ein wirklich unsaubere Herr, gefiel mir vom ersten Augenblick an nicht. Für Herren, die ihre Stenotypistinnen unerwünscht küßeln, habe ich nichts übrig. Aber hat dir Onkel Tom schon gesagt, Manfred?“

„Was gesagt Melly?“

„Dah er dich — aber wenn nicht, holt er es jetzt wohl nach. Ich entschuldige bitte, ich muß nun doch mal sehen, wo ich Fräulein Sörbroth finde.“

XXXXIII.

Am Ende des langen Korridors im Lichtschein einiger offenkundiger Türen flüchtete ein Häuflein aufgeregter Menschen. Schulle flog in die Vorierstube, Greim und Nübling verschwanden im Kassenbüro, Obermann kam gemessen an Melly vorbei. Es gelang Melly eben noch, Olga Wildfeuer festzuhalten:

„Ich sehe Fräulein Sörbroth nirgendwo, bitte führen Sie mich doch zu ihr.“

Olga, der diese hohelegante junge Dame unbekannt war, in der sie aber alles mögliche witterte, antwortete wohl oder übel: „Wenn ich nicht irre, sieht Fräulein Sörbroth an der Maschine — wenn ich bitten dürfte.“

(Schluß folgt.)

Gottesburgen in der Wüste

Von Dr. Hans Georg

Weiße Quadern blendenden Lichtes stehen dort im Horizont, den Himmel getilgt. Im schier endlos wogenden Meer der Wüste ragen sie auf. Fast zweitausend Jahre stehen sie im Glutbrand der Sonne. Zeiten und Stürme sind über sie hin gegangen, Schicksal und Geschehnisse. Der Sandsturm der Wüste hat sie nicht überwältigen können. Vor der Gier und Gewalt raubender Beduinensämme haben sie im Schutz ihrer starken Mauern immer wieder fest gestanden. Immer neue Geschlechter gottglühender Mönche sind hier eingelehrt. Vor allem die Frühzeit der Kirche hat solche Seelenglut entfacht. Hier in der Weite und Weiße grenzenloser Stille, unter einem Himmel endloser Ferne sind ihre Klöster entstanden. Wahre Gottesburgen in der Wüste, wie im Bild der Ewigkeit. Mächtig ist der Weg dorthin. Wer auf ihm hat vordringen wollen, der hat die unheimlichen Läden und Gefahren der Wüste kosten müssen bis zum letzten.

Glutfarbene Morgenröte. In der würzigen Morgenluft eilen, weißerhüllt, Beduinen heran, den Waffentod tragend und die lange Beduinensilke auf dem Rücken. Der Scheich der Horde ist Führer der ganzen Karawane. Er trägt für alles bei seinem Leben und der Ehre seines Stammes die Last der Verantwortung. Denn kaum irgendwo sonst ist der Fremde mehr auf einen Führer angewiesen, als hier in der wogenden Weite der Wüste.

Beladen mit Wasserkräusen, Gepäck und Proviant steuert die Karawane mitten ins spärliche Gestrüpp der Wüste hinaus. Beduinen voraus und zur Seite ziehen die Kamele hintereinander her, vom Führerseil gehalten. Unter dem Singen melancholisch-weicher Lieder flühen Mensch und Tier sich bald in den eintönig wogenden Rhythmus der Wüste ein. Gewaltige Dimensionen zeigt der Horizont. In der Ferne stehen vereinzelt Sträucher wie Bäume gigantisch groß. Der Weg führt über Steppen und Hügel, durch Mulden und Klüfte. Ragt nur irgendwo der schwarze Rücken eines Zeltes heraus, so eilt einer der Beduinen hinüber, Grüsse zu überbringen. Dies ist Sitte, und ein Verstoß gegen sie könnte gefährlich werden. Weiße Steinhaufen sind die Wegzeichen der Karawanenstraßen. Sie führen von Brunnen zu Brunnen.

Am Weg durch den zehrenden Sonnenbrand lauert der Tod. Oft müssen Karäwe über Tag und Nacht bewacht werden, um nur ja rechtzeitig noch die nächste Wasserquelle zu erreichen. Diese sind meist tief im schützenden Grund der Erde geborgen. Meterlange Brunnenstämme führen in schmalen Gängen zur Quelle hinab. Kaum daß sich ein Eimer mit Wasser füllt in einer Viertelstunde. Das Trinken der Karawane nimmt so immer viel Zeit in Anspruch. Mit dem Tag steigt auch die Gluthitze oft unerträglich an, von 20 zu 40, ja bis zu 65 Grad. Nirgendwo im gleißenden Gels der Wüste auch nur ein kühler Schatten. Mitunter brausen glühende Sandstürme über die Wüste hin. Erst nach Tagen oft können die Karawanen sich wieder frei machen aus den sandverwehten Zelten.

Der Abend senkt sich herab, unvermittelt und schnell, wie man es in diesen Breiten nicht anders kennt. Die Kamele farnern am Boden. Um das Lagerfeuer hocken müde die Beduinen. Am Spieß brät ein schwarzweißer Hammel. Mancher Abend bringt auch schlante Gazellen als Beute ein. In Nische gebundene Brotkrumen mit Zwiebeln sind ein Lieblingsgericht der Beduinen. Starker arabischer Kaffee gehört zum Genuß des Abends. Langsam steigt der Mond am Horizont auf und taucht die Wüste in sein magisch silbernes Licht. Nun geht alles zur Ruhe. Nur ein Wächter bleibt beim Feuer. Im fahlen Licht der Nacht ziehen mordgierig die Goldwölfe oder Schakale heulend um das Lager. Hyänen schleichen mit lodendem Ruf in der Ferne vorüber. Vor den kleinen grotesken Springratten schrecken die Kamele manchmal aus der Ruhe auf. Wie ein erquickendes Bad legt sich der kühl duftende Nachttau auf Mensch und Tier. In ihrem weißen Wollbusch, feucht vom Tau der Nacht, frösteln die Kinder der Sonne.

Schauzend begrüßt man die Sonne beim Aufstieg am Morgen. Jeder neue Nebel, der da emporsteigt, läßt die

Konturen scharfer werden. Die Bilder vor uns werden größer und größer. Sie wachsen mit dem Sieg der Sonne in die unendliche Weite wieder. Die silbernen Schleier der morgendlichen Frühe sind zurückgesunken. Im kalten würzigen Morgentau zieht die Karawane nun weiter. Es geht über steinige Hügelketten mitunter, über zahllose Trümmer — Stämme versteinelter Wälder. Weit voraus steht man Hügelwellen erglühend, in prächtiger Schärfe, wie eine rosige Alpenette. Plötzlich liegt tief unten da in einer Mulde grün umfließend das blau leuchtende Becken eines der vielen phantastischen Salzseen. Weiß wie von Eis bekleidet trägt das tiefdunkle Wasser ganze Berge von Salzkrusten auf sich, weiß und schmutzig, wie niedergetauter Schnee.

Der Tag steigt weiter an. Von Stunde zu Stunde wächst der Sonne erbarmungslos sengendes Brennen. Von neuem umgibt uns wieder die Weiße gelbglühender Dünen heißesten Sandes. Die Kamele schreiten müde voran. Es legt sich aufs Gemüt wie eine schwere, von Glut umflammerte Last. Die flimmernde Ferne spiegelt trügerische Bilder vor. Dafen im prangenden Duft üppiger Wälder. Wasser, kristallklares Wasser bergen sie. Aber es sind nur Bilder aus unerreichbarer Ferne, Kata morgana. In tropischer Glut, gebadet in blendendes Sonnenlicht, schleppen mühsam Menschen und Tiere sich weiter durch das endlose Meer der Wüste, den nächsten Brunnen noch zu erreichen.

In der Einöde erscheint endlich das Ziel. 35 Grad Hitze. Da vor uns steigen die goldweißen Mauern eines Klosters auf. Breit hingestreckt liegt es da wie eine Festung im Sandmeer. Die Gottesburgen der christlichen Mönche liegen hier im „Tal der hundert Klöster“. Aus Ägypten, Syrien, Abessinien, ja von Italien und Spanien her kamen einst die Scharen der Mönche. Ins Pallium der Armen und Waisen gehüllt, fanden sie hier in der byzantinischen Wüste zusammen. Maritimus und Ammonius sind die Patriarchen jenes aufblühenden Mönchslebens. Das Synnaxar erzählt von 60 000 Mönchen, die einst Schutz suchend den Mohammedanern entzogen, als diese vorstürmend ins Niland einbrangen. Aber die Mordlust und Härte der Moslems hat all das blühende Leben der Wüste zertrümmert. Nur wenige Klöster haben sich bis heute erhalten. Koptische Mönche leben dort. Unter dem

Landfrauen bei der Gemüseernte



Abt, dem Haegumenos, obliegen die Mönche ihrem heiligen Dienste. Kadende Gestalten sieht man da oft vor sich. In braunwollene Mäntel gehüllt tragen sie den schwarzen Turban. Brot, Datteln, Zwiebeln und Linsen sind ihre gewöhnliche Nahrung. Im feuchtwarmen Grund ihrer Gärten, die wie ein Wunder in all der Dede erscheinen, reifen in üppiger Fülle Beeren aller Art. Die Keller bergen in großen Amphoren selbstgekelterte Weine, die man als Wehwein dort lagert.

Den Fremden umfängt der Reiz atemberaubender Bauten. Inmitten duftender Palmengärten erheben sich eigenartig verträumte Kuppeln, Dächer und Türme in bunter, morgenländischer Pracht. Die Hauptkirche ist meist der elhadra, der Gottesmutter geweiht. Wie immer in den Kirchen und Klöstern des Ostens ist das Reliquiengrab eines Heiligen oft der ganze Reichtum auch jener Klöster in der Wüste. Alle Inbrunst und Frömmigkeit hat im Wunderbild der Heiligenlegende gleichsam die heilige Regel zur eigenen Lebensgestaltung stets nah und lebendig. Wie Duft von Weihrauch und zart glühenden Ikonen leben die Mönche so in der Nachfolge ihrer großen Heiligen. Die „römische Laura“ birgt den Schrein der beiden Königsfinder Maximus und Dometius. Im Maritimusloster ehrt und bewahrt man den Leib des heiligen Patriarchen der ägyptischen Mönche. Viele Klöster stehen unter dem Schutz des großen „Kufers in der Wüste“, Johannes des Täufers. Im Wohlgeruch seiner Tugenden leben und pflegen die Mönche der Wüste Demut und Schweigen, Andacht, Gebet und Kasteiung. Die Glorie aller Heiligen, die sie so inbrünstig verehren, läßt auch sie erhoffen, dereinst in der ewigen Fülle mit ihnen und ihrem verkörpert Herrn die Gottseligkeit ganz zu haben und zu leben.

Der böse Surian

Anekdoten vom Seewein.

Von

Johannes Wunsch.

Wer sich heutzutage am Bodensee den Freuden des Rebenlattes hingibt, sei es im „Faulen Berg“ zu Ueberlingen oder im „Starken Löwen“ zu Meersburg oder im „Blutigen Ochsen“ zu Hagenau oder sonstwo an einem verkehrswegreichen Plätzchen des idyllischen Seegeländes, dem scheinen nach getaner Arbeit die solidesten Dampfschiffe als Kuchthalen oder schwappende Bretter unter den tastenden Füßen fortzuschweben.

O ja! Es wächst ein guter Wein, ein starker Wein am Schwäbischen Meer! Darüber besteht kein Zweifel. Besonders an den steilen Abhängen von Meersburg und auch bei Hagenau, da tocht und fiedet heißes Blut in der brennenden Sonnenglut.

Es war der berühmte badische Volkschriftsteller Heinrich Hans Jakob, der als Pfarrer von Hagenau dem Weine



Der Schelm

bau am Bodensee erst rechten Aufschwung gegeben hat. Er führte gute Rebenorten ein, gründete einen Winzerverein und hielt viel auf einen perlenden vortrefflichen Tropfen edlen Saftes.

So war es aber nicht immer. Im Gegenteil! Der Seewein war verrufen und von allen trinkfesten Männern verflucht. Er galt als echter Saurianus. Und auch heute noch kann man allerhand Geschichten aus jenen weinlauren Zeiten hören, die uns heute wie Verleumdungen und böswillige Redensarten über einen lieben alten Bekannten anmuten.

Als besagter Hans Jakob an den See kam und er ein Glas Wein in sich aufgenommen hatte, da lagte er mit leidenschaftlicher Zuversicht zu seinen Leidensgenossen: „Kinder, hier braucht ihr eure vermaledeiten Sünden nicht zu beichten, denn unser Herrgott läßt sicher Gnade walten ob der vortrefflichen Bude, die der Mensch mit diesem Gefäß vollbringt!“

Als einst ein tüpeltüchtiger Küfer ein Faß Wein auslaufen ließ und das edle Getränk in den See floß, da gab es ein gewaltiges Sterben unter den Fischen, die dieser Flüssigkeit nicht gewachsen waren, und der See selbst bäumte sich auf in heftigen Schauern.

Einmal sah ein Mädchen unter der Haustür und stopfte Strümpfe. Da ging einer vorbei, dem der Wein Bodans den Mund schief gezogen hatte. Da lagte er zu der holden Seefrau: „Mädel, laß das Strümpfstopfen nur sein; denn wenn einer mit den durchlöchernten Strümpfen in dem Wein steht, dann ziehen sich die Löcher von selbst wieder zusammen.“

Desgleichen haben die Landwirte von Borden, Hinters, Ober- und Unterhaldingen bei einem Erdbeben ihre Kartoffelfelder wieder zusammengeklappt, indem sie einige Fässer Sauerbuden in die breiten Erdbspalten gossen.

Die famosen Winzer von Hagenau und Meersburg machten in alten Zeiten eine Bittprozession nach dem Kloster Salem und wählten zur Bude ein großes Faß Wein vor sich her, das sie dem trefflichen Abt als Geschenk darbrachten. Als dieser davon getrunken, da blühte er demütig zum Himmel empor und seufzte aus tiefstem Herzen: „Herr, mein Gott, habe doch Erbarmen mit diesem braven Volke!“ Das Faß aber ließ er als Opfer jurist in den See rollen.

Der Ochsenbauer von Hohenlupfen hatte einen lahmen und kranken Gaul, den er abschlachten sollte. Da gab er dem treuen Tier noch einen Ritz Seewein und das Pferd hüpfte gehelilt empor und sprang auf allen Beinen gesund und munter davon. Von da ab galt der Sauerbitter als beste Medizin für Mensch und Vieh.

Wie aber war dieser Wein entstanden? Das galt lange als großes Rätsel. Als unser Herrgott das schöne Seegelände erschaffen hatte und die Menschen ihren Einzug in dieses blühende Paradies hielten, da wurden sie dermaßen übermütig, daß Gott in seinem Grimme die Reben wachsen ließ, deren Saft die lüthhaften Bewohner wieder zur Vernunft brachte.

Damals war es auch, als der Teufel als fahrender Scholare eine Rundreise um den See machte. Als er auf der Höhe von Meersburg ankam, da hatte er einen geradezu satanischen Durst. Er lehrte im Starken Löwen ein und trank über die Maßen. Der pfiffige Löwenwirt hatte aber wohl die Werbelöhne unter dem Tisch erpäßt und schenkte dem unheimlichen Gellen vom Sauerbitter ein. Da wuchsen dem Höllenfürsten vor Schreden seine Hörner und mit einem unbändigen Wutgebrüll hürrte er sich vom Kanzel aus in den See hinab. Beim genannten Rängele kann jeder Neugierige noch heute die teuflischen Fußspuren im Felsen sehen.

Nun ist es aber anders geworden am Schwäbischen Meer! Der Himmel ließ Gnade walten mit den treuen Seehäfen, und der rote Meersburger läßt die Herzen höher schlagen und das ferne Alpenglühen doppelt schön aus den hohen grünen Wäldern erscheinen. Wohl dem der viel davon bezwingen kann! —

Ein selbsterfundener Beruf

Von Kurt Miethke

Wenn man in Capri vom Kleinen Ufer zur Grünen Grotte fahren will, so muß man um vier oder fünf Felsstufen herum. An einem zauberhaften Vormittag hüpfte ich ins Paddelboot, Sanbolino auf Italienisch, und zodelte los. Hinter der dritten Felsstufe richtete ich ein anderes Paddelboot, und darin saß Tommy.

Er sah mudsmäusenstill und starrte vor sich hin. „Hallo!“, rief ich. „Hallo!“, rief Tommy. „Was ist denn los? Machtst ja ein so trauriges Gesicht!“

„Grund genug“, sagte Tommy. „Sind ja nur noch drei Tage. Dann muß ich ja wieder fort, zu meinem Beruf.“

„Beruf? Hast du auch einen Beruf?“

„Natürlich. In Amerika muß man arbeiten, wenn man zu Geld kommen will. Und zu Geld muß man kommen, wenn man Amerika verlassen will.“

Tommy war kein guter Amerikaner. Er liebte Europa über alles. Der Junge sprach auch über Goethe, Dante, Raab, Leibniz, daß es nur so eine Art hatte. Er hatte ein Kulturbedürfnis, wie ich es selten gefunden habe. Niehöfische konnte er leitenweise auswendig. Pagte wenig nach Amerika — wenigstens in dieser Hinsicht. Und war doch Amerikaner — in geschäftlicher Hinsicht. Das erfuhr ich an diesem Vormittag.

„Tommy, ich weiß noch gar nicht mal, was du für einen Beruf hast.“

„Hühnertrainer“, sagte Tommy.

„Wie?“

„Hühnertrainer. Das ist ein ganz neuer Beruf, habe ich selbst erfunden, o ves.“

„Wofür trainierst du denn Hühner? Für den Zirkus?“

Geld verdiene, mit dem ich nach old Europa fahre. Habe ein Auto, schön ist es nicht. Damit fahre ich los, in den Westen, wo die großen Ebenen sind. Da luche ich mir ein günstig liegendes Bauerngut aus und presche mit meiner Karre hin.“

„Hallo!“, sage ich zu den Bauern, „haben Sie Hühner?“

„O ja“, sagt der Bauer, „Hühner habe ich und Enten, Gänse und Truthähne auch.“

„Fein“, sage ich, „da wollen wir mal business reden.“

„Können Sie rein“, sagt er, „wollen Sie Geflügel kaufen?“

„Ich denke garnicht daran. Was kostet ein Huhn, wenn Sie es auf den nächsten Markt bringen?“

„Einen Dollar frische ich.“

„Wenn Sie sagen, Sie kriegen einen Dollar, so kriegen Sie in Wirklichkeit siebzehn Cents. Na, hören Sie mal zu, alter Junge. Wie wäre es nun, wenn Sie statt siebzehn Cents zwei Dollar für Ihre alten Hühnerkrieger kriegen?“

„Hüh!“, sagte der Bauer, „da hätte ich nichts dagegen.“

„Also“, sage ich, „nun hören Sie mal zu.“

Und ich setze ihm meinen Plan haarklein auseinander. Die meisten sind gleich davon begeistert. Ein paar wollen nicht mitmachen, die lasse ich dann kurz entschlossen mit ihren lächerlichen Bedenken und alten Aidschlägen zurück, fahre mit meinem Auto zum nächsten und mache das Geschäft.

„Ich weiß immer noch nicht, welches Geschäft.“

„Sagte, sagte, Man sieht mich nach Vertragsabschluss ein paar Wochen lang eifrig hinter der Farm mit meinem Auto herumfahren. Um das Auto herum tummelt sich ein riesiges Hühnervolk, das ich zu trainieren habe. Erstaunlich, wie schnell sich die Vieker trainieren lassen. Ich

arbeite ein paar Stunden am Tag, die übrigen spiele ich Schach mit dem Farmer oder sehe am Radio. Essen habe ich umsonst. Wenige Wochen später gehen die ersten Verdienste ein.“

„Was für Verdienste?“

„Na, das Ergebnis meiner Trainiertätigkeit.“

„Wie sieht denn das Ergebnis aus?“

„Genau wie ein totes Huhn.“

„Verstehe ich nicht.“

„Dann will ich dir mal reinen Wein einschenken. Die Bauerngüter, die für mich in Frage kommen, liegen alle an den großen Autostraßen, die einen lebhaften Verkehr haben. Wo viel Verkehr ist, kommt es zuweilen vor, daß Hühner, Enten und Gänse überfahren werden. Das stimmt doch?“

„Stimmt.“

„Gänse und Enten haben jedoch die mißliche Eigenschaft, vor den heranfahrenden Autos auszureihen. Diese Eigenschaft muß ich ihnen nun austreiben. Mit meinem Auto.“

„Wie machst du denn das?“

„Siehst du, da sind wir beim Kernpunkt angelangt. Mein Auto ist ein furchtbar alter Kasten, ein Riesending, ein Trumm von Auto. Da binde ich nun vorn an dem Kühler einen flachen Kasten, auf die Trittbretter kommt ein solcher Kasten, unter das Nummernschild kommt ein solcher Kasten. Und in alle diese Kästen tun wir Weizen und Mais.“

„Wir geht ein Licht auf!“

„Wird auch Zeit. Wenn ich das erste Mal mit meinem Auto in die Hühnerversammlung fahre, spritzt das ganze Geflügelvolk mit lautem Geschrei auseinander. Dann brems ich. Langsam kommen die Hühner anstolzert und entdecken die Kästen mit Getreide. Langsam fangen sie an zu piden. Dann setze ich meinen Wagen vorsichtig wieder in Bewegung. Ausreihen die Hühner. Ich brems. Die Hühner kommen wieder heran. Piden. Ich fahre los. Aus reißt das Viehzeug. Das geht so ein paar Tage weiter. Jeden Tag ein paar Stunden lang. Auf einmal merken die Viecher, daß der Trumm von Auto garnicht so gefährlich ist, wie er aussieht. Eine Woche später reifen

sie schon nicht mehr aus. Ein paar Wochen später kommen sie schon mit frühlichem Geggader an, wenn sie das Auto nur von weitem sehen.“

„Toll!“

„Ist es auch. Weiß, und dann fangen wir an und lassen die Hühner auf die Landstraße hinaus. Da kannst du was erleben. Sie bilden sich wahrhaftig ein, jedes Auto sei so harmlos wie mein Trumm und auf jedem lägen Kästen mit herrlichem Weizen. Kommt so ein Auto angefahren, was tun meine Hühner? Freudestrahlend stürzen sie ihm entgegen.“

Und werden überfahren.

Und sind tot.

Meistenteils geht nur ein Hühn dabei kaputt. Manchmal zwei. Einmal waren es vier. Das war der Rekord.“

„Und weiter?“

„Die Autos hatten natürlich, das tun sie alle, so anständig sind unsere Fahrer. Dann müssen sie ihre Börie zücken und zahlen. Die meisten fellschen garnicht erst, es gibt 'ne Masse reiche Leute in Amerika. Jzehn Dollar haben wir schon für mehr als ein Huhn gekriegt. Na, wir behaupten selbstredend, die überfahrenen Hühner seien reinnatig gewesen, das wirkt immer. Auf diese Weise kommt ein ganzer Haufen Geld zusammen. Wenn das Geschäft gut geht, dann kaufen wir grosweise alte Hühner auf und mischen sie unter unsere trainierte Edelware.“

Tommy schwiege eine Weile.

„Das ist mein Beruf, Hühnertrainer“, sagte er.

„Wieviel verdienst du damit?“ fragte ich lachend.

„Erstens lebe ich umsonst, und dann verdiene ich jedes Jahr so viel, daß ich für mindestens sechs Monate nach Europa kann.“

„Und warum verlegst du deinen Laden nicht nach Europa?“ fragte ich.

„Weil Europa zu viel Kultur hat.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Europa hat zu viel Kultur für diese Art Geschäft. Wo zu viel Kultur ist, ist immer zu wenig Geld.“

Er lachte, aber ich hörte doch ein kleines bißchen Traurigkeit aus seinem Lachen heraus. Es war ein prachtvoller Surische, dieser Tommy, dieser europäische Amerikaner.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 8. Juli 1934.

Dieter-Ahaus Deutscher Meister der Postsportvereine

Er wird die deutschen Postfarben bei dem Europameisterschaften in Budapest vertreten.

Wieder hat der Ahauser Schiefsporst einen neuen großen Triumph errungen, wieder hat sein Zufallserfolg, sondern die im gesamten Sportwesen erstrebte Beständigkeit und Ausgeglichenheit, erreicht durch ständiges, unablässiges Training und aufgebaut auf angeborenem Talent für den edlen grünen Sport, einen deutschen Meistertitel in die kleine Kreisstadt Ahaus gebracht. Der bekannte Ahauser Meisterschütze Telegraphen-Leitungsaufscher Johann Dieter Ahaus gelang der große Wurf, beim 3. Reichswettbewerb im Kleinfalberbüchsen der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Postsportvereine unter der Schirmherrschaft des Reichspostministers Hr. v. Ely-Rübenach 20.188 deutsche Postsportschützen aus 161 deutschen Städten hinter sich zu lassen. Zwei liegen die Einzel- und Mannschaftsergebnisse in Ahaus außer dem Spitzenplatz Dieter's noch nicht vor, doch ist die Schwierigkeit des Wettbewerbes zu erkennen aus der Teilnehmerzahl allein aus deutschen Großstädten, die lauten: Köln 903 Teilnehmer, Breslau 726, Hamburg 672, Berlin 658 und Hannover 610 Teilnehmer. Lediglich ist von den Ergebnissen hier bekannt, daß die Münchener mit 161 Ringen Durchschnitt eine sehr gute Leistung vollbrachten. Ihr Spitzenschütze schloß 168 Ringe, der aber von Dieter mit 170 Ringen ins Hintertreffen geschickt wurde. Dieter vollbrachte auf der 12er-Scheibe damit die geradezu phantastische Leistung von 11,33 Ringen im Durchschnitt. Er wird mit den 4 nächstfolgenden deutschen Bessern die deutschen Postfarben am 21. und 22. August beim internationalen Malsch-Schießen der europäischen Postsportvereine in Budapest vertreten.

Mit Stolz, Freude und Dank vernehmen die Schiefsporstfreunde aus unserer Heimat diesen großen Sieg eines ihrer Besseren und sehen mit froher Hoffnung dem Abschneiden des Ahausers im Kampf der Nationen in Budapest entgegen. Diese Hoffnung ist nicht unberechtigt, wenn man sich in die Erinnerung zurückruft, daß Dieter 1932 bereits den Titel „Deutscher Postsportmeister im Kleinfalberbüchsen“ innehatte und im vorigen Jahre die gleiche Ringzahl wie der zweitbeste Postschütze errang, doch nach der Wettbewerbsordnung den 3. Platz belegte. Doch find für Budapest die Bedingungen wesentlich schwerer (3 x 40 Schuß in den 3 Anschlagarten), immerhin hat unter neuer Deutscher Meister soviel Kampferfahrung und Beständigkeit aufzuweisen, daß ihn und uns ein ehrenvolles Abschneiden für die Farben der Reichspost u. Heimatstadt nicht bange zu sein braucht. Mit den besten Glückwünschen zu dem großen Siege verbinden wir heiße Wünsche zu dem kommenden Großkampf in Leipzig (Deutsches Bundes-Schießen) und in Budapest (Europäische Postschiefsporstmeisterschaften).

Öffentlicher Lichtbildervortrag über Lupus

Am 14. Juli, nachmittags 3.30 Uhr findet im Jugendheim zu Ahaus ein öffentlicher Lichtbildervortrag durch den Beauftragten für Lupusbekämpfung im Reichsamt für die Deutschen Arbeitsfront, Prof. Dr. Schmidt, an der Universität Berlin, Münster, statt. Dieser Vortrag der als Auftakt zu einem intensiven Feldzug gegen diese immer noch weit verbreitete tuberkulöse Hauterkrankung dient, werden späterhin Sprechstunde für Lupustrafte folgen. Das Zusammenkommen dieser Veranstaltung in unserem Kreise ist dem guten Zusammenarbeiten aller an der Volksgesundheit interessierten Stellen unseres Kreises, vor allem der Gesundheits- und Wohlfahrtsbehörde und der NS-Volkswohlfahrt zu danken. Die entsprechend den von der Reichsregierung herausgegebenen Richtlinien den Kampf gegen diese Volksseuche legt ihre besondere Aufmerksamkeit widmen wollen. Vorzügliches ist in dieser Hinsicht bisher schon von dem Westfälischen Verein für Krebs- und Lupusbekämpfung geleistet worden, die in Handorf bei Münster ein für das ganze Reich vorbildliche Heilstätte hierfür geschaffen hat.

Der am Sonntagabend stattfindende Vortrag ist öffentlich und kostenlos. Es werden alle interessierten Kreise dazu eingeladen. Kinder und Jugendliche haben keinen Zutritt.

Professor Appentamp-Coesfeld

zum 75. Geburtstag

Gestern, am 7. Juli, konnte einer von den verehrten Veteranen aus dem Lehrerkollegium des Coesfelder Gymnasiums, Professor Bernhard Appentamp, in sein 75. Lebensjahr eintreten. Professor Appentamp ist ein Sohn des Westmünsterlandes — in Epe erblickte er das Licht der Welt — dem er mit bemerkenswerter Anhänglichkeit bis in sein hohes Alter treu geblieben ist. Eine große Anzahl von Gymnasiasten aus dem Kreise Ahaus, die das Gymnasium in Coesfeld besuchten, hat der Jubilar unterrichtet und sich bei ihnen Wertschätzung und Vertrauen erworben.

Am 1. April 1900 trat er von Dierchau kommend in das Lehrerkollegium des Coesfelder Gymnasiums ein, wo er alsdann ein Vierteljahrhundert, bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1924 als Lehrer unserer Jugend mit reicher Begabung und hoher Berufsauffassung gewirkt hat. Seit einem Jahrzehnt genießt Professor Appentamp nach erfolgreicher Lebensarbeit in Coesfeld seinen wohlverdienten Ruhestand. Wir wünschen ihm, daß er auch noch ein weiteres Jahrzehnt seines zufriedenen und gesunden Lebensabends im Kreise seiner Coesfelder Freunde, verehrt von seinen dankbaren ehemaligen Schülern erleben möge!

Epe

Eine Ehrenkrone ist das Alter

Unser allbekannter Mitbürger Schreinermeister Gerh. Tenhündfeld sen. kann am Montag, den 9. Juli in seltener Tätigkeit seinen 87. Geburtstag feiern. „Opa“ Tenhündfeld, wie man ihm wohl nennt, ist einer der ältesten Veteranen von 1870/71 im hiesigen Kriegerverein. An allen Veranlassungen des Vereins ist „Opa“ Tenhündfeld mit größtem Interesse beteiligt. Durch sein freundliches, biederes Wesen und seinen aufrichtigen Charakter genießt er bei allen Mitbürgern Anerkennung und Hochachtung. Mit besonderem Interesse liest er noch jeden Tag die Heimatzeitung und nimmt an den Geschehnissen in der Welt regen Anteil. Den vielen Glückwünschen der Bekannten und Nachbarn schließt sich die Heimatzeitung gerne an. Ad multos annos!

Alstätte

Pflichtversammlung der NSDAP., Stützpunkt Alstätte

Am Donnerstag, den 5. Juli 1934 fand in der Wirtschaft Wwe. Herber die monatliche Pflichtversammlung statt. Stützpunktleiter Pg. Möller leitete die Versammlung. Er führte aus, daß unserm großen Führer es gelungen sei, die Röhm-Revolution im Keime zu ersticken und über die Schuldigen eine gerechte Strafe zu verhängen. Der Führer hat sich nicht geliebt, die Säuberungsaktion persönlich zu leiten, dieses soll und muß uns allen ein Vorbild sein. Der Führer verlangt von uns unbedingten Gehorsam. Die Tugenden eines Nationalsozialisten sind: Treue, Ehre und Gehorsam. Er lege es den Pg. und besonders den Amtswaltern nahe, ihre ganze Person dafür einzusetzen, daß das Aufbaugesetz und die Befehle des Führers bedingungslos durchgeführt werden. Hätte unser Führer nicht den richtigen Augen-



Gronauer Stadt-Rundschau

Monatspflichtversammlung der NS-Frauenbund Gronau

Die Ortsgruppenleiterin Frau Fürtke eröffnete die Versammlung und begrüßte besonders die Kreisleiterin Fr. v. Dalwigk und Herrn Rektor Bremer, die den Abend durch Vorträge inhaltvoll gestalteten.

Im Mittelpunkt des Abends standen die Ausführungen der Kreisleiterin. Alle werden noch unter dem Eindruck der letzten Geschehnisse stehen. Es hat sich wieder gezeigt, daß viele Volksgenossen den Sinn des Nationalsozialismus noch nicht verstanden haben. Wie bitter enttäuscht mußten die Entdeckungen der letzten Tage für den Führer gewesen sein, da er sich mit Mut und Blut für sein Volk einsetzt. Sein ganzes Denken und Streben ist darauf gerichtet, daß er seinen Volksgenossen in jeder Beziehung helfen will. Wir müssen dem Führer unser ganzes Vertrauen schenken. Kleine Kritiken und Vorwürfe haben schon immer gekostet, nur der felsenfeste Glaube macht einig und stark. Sie wies darauf hin, daß besonders die Frau dazu berufen sei, im Sinne Adolf Hitlers zu wirken und mitzuwirken am Aufbau des Vaterlandes. Sie dankte dem Führer so viel, da er ihr die großen Rechte wieder eingeräumt hat; sie trägt die Verantwortlichkeit für ihr ganzes Volk, sei es in der Volkswirtschaft oder in der Erziehung. Nicht oft genug kann sie sich ihrer Pflichten bewußt werden. Zum Schluß forderte die Kreisleiterin die Anwesenden auf, die Worte zu beherzigen, in sich reifen zu lassen u. vor allem im täglichen Leben zu verwirklichen.

Danach sprach Herr Rektor Bremer in schlichten Worten über Volkstum. Nachdem er den Begriff erklärt hatte, ging er zu den Wegen und Zielen des Volkstums über. Der Kampf um Macht und Recht, so führte er aus, ist beendet; die neue Form ist geschaffen, nur der Inhalt fehlt. Mit Aufwachen gibt sich das Volk nicht allein zufrieden, es muß in ihm das Geistige und Seelische gefördert werden und gerade deshalb muß die Volkshilfe gehoben werden. Das Volkstum wächst nicht durch Reben und Dornbüschel, sondern durch den Geist. Volksgenossen muß Mitglieder der Kultur werden. Dies wird erreicht durch Volkstänze, Singen, Spiel, Sprechchor, Scherz- und Laienspiel. Um eine wirkliche Volksgemeinschaft zu erzielen, muß das Volk in ein anderes Milieu gestellt werden. Das Volkstum kann nicht nur von den oberen Klassen gehoben werden, nein, das ganze Volk kann es nur gestalten und jedem ist die Möglichkeit dazu gegeben. Es wird noch erst Mühe kosten, alle Hemmnisse und alles Sentimentale abzulegen; doch nichts bringt mehr Freude als Gesang, Volkstanz und Spiel, die durch Schlichtheit und Natürlichkeit den Sinn des Volkstums bilden.

Die Ortsgruppenleiterin dankte mit herzlichen Worten für die mit großem Interesse verfolgten und mit Beifall aufgenommenen Ausführungen der Kreisleiterin Fr. v. Dalwigk und Herrn Rektor Bremer. Nach einigen Bekanntmachungen wurde die Versammlung mit einem dreifachen Sieg-Heil auf unseren Führer und dem Gesang des Horst-Wessel-Liedes geschlossen.

Der Caritasverein Gronau unternahm mit ca. 45 Mitgliedern am Mittwoch nachmittag einen Ausflug nach Bentheim. Herrliche Witterung begünstigte die Fahrt, die über Osnabrück zum trügigen Bergstädtchen im benachbarten hennoverschen Lande führte. Vom Bade aus wurde ein allen wohlthuender Spaziergang zum idyllischen „Waldbühlchen“ unternommen. Noch besser aber bekam allen der Kaffee und Kuchen, der gemeinsamer Runde dort eingenommen wurde. Die Dell'Dro'schen Autobusse brachten die Teilnehmerinnen bei Anbruch der Dämmerung über Gildeshausen-Bardel wieder zurück nach Gronau, wo man mit schönen Erinnerungen und besten Nachwünschen von einanderschied.

Im St. Agnesstift war Donnerstag nachmittag für die kleinen Besucher und Besucherinnen der Kindergartens das alljährlich wiederkehrende Sommerfest. Kindliche Fröhlichkeit, die zwar auch sonst dort zu Hause ist, beherrschte an diesem Nachmittage in besonderem Maße die Stunde. Sing, Tanz und Spiel verbreiteten frohes herzerfreuendes Kindertreiben. Auch für Ueberraschungen hatten die immer besorgten Schwestern die passenden, dem Kindergemüt entsprechenden Ideen gefunden. Und so waren es ein paar seltsame Stunden in der glücklichen Welt unserer Kleinen, die vertrauensvoll für einen Teil des Tages den ehrt. Schwestern in Obhut gegeben sind. Die Eltern wissen, daß ihre Kinder dort im Volkskindergarten an der Wassertränke gut aufgehoben sind. So war es seit Jahren, so wird es in Zukunft sein!

stisch ausgenutzt, so wäre ein Blutvergießen unausweichlich gewesen. Darum müssen wir, die wir dem Führer die Treue geschworen haben, ihm ewig dankbar sein. Weiter verlas der Stützpunktleiter die Bestimmungen wegen der Auflösung der konfessionellen Verbände. Darauf teilte der Kassier Pg. Olthues den Pg. mit, daß in Zukunft die Beiträge pünktlich bezahlt werden müssen und las die neuen Bestimmungen betreffs Hilfsbeiträge vor. Der Propaganda- und Filmwart Pg. Hummert gab bekannt, daß am 16. Juli 1934 in der Wirtschaft Wwe. Herber eine Filmvorführung von der Filmstelle West zur Aufführung gelangt. Denn hat er die Pg., ihm bei der Propaganda beihilflich zu sein. Zum Schluß brachten die Versammelten ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer aus und sangen die erste Strophe des Horst-Wessel-Liedes.

Ausflugsort Haarmühle bei Alstätte

Die erholungsbedürftigen Volksgenossen, welche gerne einige Stunden Erholung suchen, begeben sich am besten zu dem bekannten Ausflugsort Haarmühle. Am frühen Strand der Aa und in den Parkanlagen findet man bei diesem herrlichen Bette bestimmt einige schöne Stunden Erholung. Die Aa, die hier gestaut ist, erlaubt es, auf dem Wasser zu fahren und zu paddeln. Auch zum Baden ist hier gute Gelegenheit. Seit einigen Tagen hat der Wirt A. Brüggemann ein junges Störchenpaar auf seinem Haus. Es ist eine Freude, der Familie zuzusehen bei ihren Flugübungen zuzusehen. Hoffen wir, daß die Familie im nächsten Jahre wieder zur Haarmühle kommt.

Ma-Zeitungsstatistik 1934

Die Neuregelung im Anzeigenwesen hat sich bei der 59. Ausgabe des Ma-Zeitungsstatistisches 1934 in einer Veränderung der inhaltlichen Anordnung der Tabellen ausgedrückt. Letztere entsprechen den Vorschriften, die der „Berater der deutschen Wirtschaft“ als Grundlage für das Anzeigengeschäft aufgestellt hat. Der Katalog enthält auch den Wortlaut des „Gesetzes über Wirtschaftswerbung“, die „Durchführungs-Verordnungen“, sowie die neuen „Bekanntmachungen des Beraters der deutschen Wirtschaft“. Dem Werbungtreibenden wird damit die Bequemlichkeit verschafft, die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen und das für ihn notwendige Material stets beisammen zu haben.

Der Ma-Zeitungsstatistik war schon immer das Handwerkszeug des Inserenten; die Tätigkeit der Werbeabteilungen und Inserenten wäre ohne ihn nicht denkbar. Nach dem Umbruch im Werbewesen und den durch ihn bedingten grundlegenden Veränderungen sieht sich der Werbungtreibende vor fast gänzlich neuen Verhältnissen, in die einzuführen der Zeitungsstatistik die wohl einzig mögliche, dabei vorzügliche Gelegenheit gibt.

Die durch unsere schnelllebige Zeit verursachte umfangreiche Produktion von Druckzeitschriften und Büchern hat dazu geführt, daß deren Wert in den Augen des Lesers — sehr zu Unrecht — unterschätzt wird. Wer sich die geringe Mühe macht, seine Gedanken dem Herstellungsprozeß eines Wertes, wie es der Ma-Zeitungsstatistik ist, zuzuwenden, der erst wird den Wert dieses Buches in seiner vollen Bedeutung als wichtiger und unentbehrlicher Wirtschaftsfaktor der Werbung erkennen.

Wird für Deine Zeitung

Hauptredakteur und Verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptredakteurs und Verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westfalen: L. V. Karl Bode; für Feuilleton: Peter Schaub; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Hähner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeyer, Münster i. W. Druck: Zeno G. m. b. H., Münster i. W.

Durchschnittsalage: VI. 1934: Zeno-Zeitung insgesamt 41732 enthaltend: Rheinischer Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lichthausen, Ahaus, 2984 — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Süderbörger Zeitung, Gieseler Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadthorner Volksblatt), Coesfeld, 5512; — Borkener Zeitung, Borken, 3189; — Bürgerblatt für den Niederrhein, Haltern, 1704; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 3150; — Münsterländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Pappenberg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1510; — Neuer Emsbote für Kreis Warandorfer und Amt Telgte (Warandorfer Kreisblatt), Warandorf, 2591; — Kreiszeitung für den Kreis Steinfurt (Ochtrup Anzeiger, Wehringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung, Ochtrup, 1686; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6287; — Volksblatt für West und den Kreis Rees, Bocholt, 997; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdotten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borchhorst, Greven, Emsdotten, 3878; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2073.

Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotzner, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: B. Schütte, Ahaus.

Statt Karten!

Toon Oldenkott
Trude Oldenkott
geb. Lemprid
Vermählte

Rees, z. Zt. Düsseldorf (Hotel Monopol)

Grasverkauf.

Am Sonntag, den 14. Juli nachm. 5 Uhr sollen auf dem Borweg Ströndel an der Kreisstraße Metelen-Epe

ca. 18 Morgen gutes Gras in Partellen meistbietend auf Kredit verkauft werden.

Laurenz, Gut Clifinghaus bei Ostrup.

Zur bevorstehenden Aus-
faat empfehle ich:

Prima ostdeutsche
u. bulg. Saatwiden
Beluschten
Lupinen

Spörgel
Rübsamen

ebenso Klees- u. Grasamen

Fr. Jungkamp, Ahaus
Tel. 446

Mehrere schöne neue

Wohnungen

im Mittelpunkt von Epe
zu vermieten.

Näheres Buchhandlung
A. Niemeth, Epe.

Suche für kinderl. Haushalt
auf dem Lande vorübergehend
eine zuverläss. ehrl.

Person

zur Führung d. Haush. f. sof.
Offert. m. Gehaltsanpr. an d.
Buchhandlg. Scholbrod, Breden.

Graue Haare beseitigt
Haarfarbe-Wiederhersteller
Einfache Anwendung
Sichere Wirkung
Fl. 1.80 extra stark 2.50

Parl. Eduard Hesse, Gronau

Belebung der Wirtschaft ist nationale Pflicht!

Die gute Werbe-Drucksache

ist hierbei der beste Helfer

WIR DRUCKEN
PLAKATE / KATALOGE / PROSPEKTE
ZEITSCHRIFTEN / WURFSENDUNGEN
FLUGBLÄTTER / GESCHAFTSKARTEN
BRIEFBLÄTTER / BRIEFUMSCHLÄGE
UND JEDES ANDERE FORMULAR

WIR BIETEN
GEWAHR FÜR GESCHMACKVOLLE
UND SAUBERE AUSFÜHRUNG NACH
EIGENEN U. GEGEBENEN ENTWURFEN
BEI ALLERKÜRZESTER LIEFERFRIST.

Gebr. Lensing
Ahaus und Gronau

Wandfahrpläne

der Station Ahaus i. W.

Gültig vom 15. Mai 1934.

Vorrätig bei

Gebr. Lensing - Ahaus i. Westf.

Deutsch-Neu-Guinea.

Als Pflanzler in der Südsee.

Von

Wilhelm Schlüter, Dortmund,
ehemaligem Pflanzungsleiter in
Deutsch-Neu-Guinea.

Zu den großen und wertvollen Besitzungen, die dem Reich des deutschen Kolonialreiches und an die der 50. Geburtstag des Deutschen Kolonialreiches die Erinnerung mahnen, gehören die Inseln und Inselgruppen im Stillen Ozean, die politisch in dem Gouvernement „Deutsch-Neu-Guinea“ zusammengefaßt waren. Dieses Gouvernement bestand aus dem Bismarckarchipel, einem Teil der Insel Neu-Guinea, dem Kaiser-Wilhelm-Land, den Marshallinseln, den Ost- und Westaroline, den Palau- und Marianeninseln und der Phosphatinsel Nauru, deren Wert von den Engländern allein auf 15 Milliarden geschätzt wird. Die Jahre, die ich inmitten der Südsee, auf Neu-Guinea selbst, als deutscher Pflanzler verleben durfte, machen einen wesentlichen Teil meines in anderen Erntezeiten verbrachten Lebens aus. Sie umfassen die Jahre 1912—1920. Mit ihnen ist die Erinnerung an einen unvergleichlich schönen Teil der Erde verknüpft. Aber in diese Gedanken mischt sich auch die Erinnerung an harte und unverbrochene Mannesarbeit in einem Land, wo deutscher Fleiß und deutsche Fähigkeit versucht haben, Heimatboden zu schaffen.

Das Gouvernement Deutsch-Neu-Guinea ist mit seinen rund 243 000 Quadratkilometern an Flächeninhalt etwa einhalb so groß wie Deutschland. Auf einem unermesslichen Meeresraum zerstreut liegen die Inseln und Inselgruppen inmitten eines tropischen Paradieses. Bunt und mannigfaltig ist das Land, seine Flora, seine Fauna und seine Bevölkerung.

In unvergleichlicher Fülle breiten sich an der Küste die Koralleninseln aus. Mächtige Klüfte grüner und roter Korallen ragen am Riffende wie Säulen aus der Tiefe und wechseln ab mit hellfarbenen Tälern, die wie Schirme in das dunkelblaue Wasser hineinragen. Farbenprächtige kleine Korallenfische huschen durch die Meeresgärten. Tiefblau schimmert die See und die Brandung zieht schmale weiße Bänder um die Buchten und Becken der Inselwelt. Leppiger Urwald wuchert im Innern der Inseln, Baumriesen, Bananen, Bananenstauden, Fächerpalmen, Blattgewächse mit phantastischen Blumen leuchten in Gold und Grün. Die tiefrote Feuer während der Nacht, die große silberne Scheibe des Mondes, die von ferne glühende und blinkende Brandung des Meeres mit ihrem eindringlichen Rauschen und das tausendfach im Raum schwingende Urwaldgeräusch schaffen eine unvergeßliche Sinfonie dieses Landes.

Von der Fauna ist, von verschiedenen Schweine- und Mäusearten, Beuteltieren und den überall vorkommenden Krottilen abgesehen, die Vögelwelt besonders prächtig vertreten. Neben den großen Kakas, den Papageien und den Kröten leben dort die scheuen, buntfarbigen Paradiesvögel, die vor allem am Ramu- und am Kaiserin-Augusta-Fluß und am Hion-Golf beheimatet sind. Abenteuerliche Geschichten knüpfen sich an die Jagd auf diese Märchenbögel, die zu meiner Zeit ein sehr einträgliches Geschäft war. Während die roten und gelben Federbälge einen Wert von etwa 120 Mark bis 150 Mark darstellten, brachten die blauen Vögel immerhin einen Betrag von 300 Mark auf. Die Jagd, die wegen der wilden Gegenden und des mörderischen Klimas zu einer Jagd nach dem Glück wird, wird vorwiegend von Malaien und Eingeborenen, aber auch von Europäern ausgeübt. Sie erfordert eine sehr genaue Kenntnis der betreffenden Gegenden und der Lebensgewohnheiten der Tiere.

Die Papuas, wie die Eingeborenen Neu-Guineas genannt werden, sind ein Mischvolk von Melanesiern und Polynesiern. Von großem, hagerem Körperbau, mit gebogenen, dünnen Nasen, schmalen Gesichtern und durchdringenden hellen Augen, zeichnen sie sich durch ein lebhaftes Wesen aus. Allgemein beherbergt die Inselwelt Neu-Guineas unzählige Eingeborenentypen mit Farbnuancen aller Art, von Bronzebraun bis zum tiefsten Schwarz. Wie die einzelnen Völkergeschichten sind auch die Sprachen und Dialekte hundertfach verschieden. Die Sprache ist ein Gemisch von Malaiisch und einem Idiom, das dem malaiisch-polynesischen und melanesischen Sprachsystem angehört. Zur Verständigung von Weißen und Eingeborenen untereinander dient das Pidgin-Englisch, ein in der ganzen Südsee gesprochenes Esperanto, das durch seine geniale Einfachheit allen Anforderungen genügt.

In Bezug auf die Wirtschaft hatte das Schutzgebiet unter deutscher Herrschaft eine erfreuliche Entwicklung genommen. Bekanntlich war Neu-Guinea nahe daran, die Kosten für den Unterhalt der Kolonie aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Da kam der Weltkrieg und dann das Diktat von Versailles, das dieses deutsche Schutzgebiet dem Völkerbund überwies, damit er es als Mandatsgebiet an einen der Feindbundstaaten gab. Obgleich die Entdeckung reicher Goldvorkommen im Morobe-Bergland des Mandatsgebietes, im Osten Neu-Guineas, den weltwirtschaftlichen Beziehungen und dem Wirtschaftsleben des Landes nach dem Kriege ein neues Gepräge gegeben hat, ist die Kopro auch heute noch das wichtigste Ausfuhrzeugnis. Denn die europäischen Pflanzungen, die schon zu meiner Zeit eine beträchtliche Ausdehnung erlangt hatten, umfaßten neben Kautschuk vor allem den Anbau von Kokospalmen. Der Transportmöglichkeit wegen befanden sich die Pflanzungen ausschließlich in Küstennähe. Sie waren zum Teil in Händen der Neu-Guinea-Kompagnie oder im Besitz von Missions- und Handelsstationen. Ihre Größe, die durchschnittlich 500 Hektar angebaute Fläche betrug, belief sich bei einzelnen auf 10 000 Hektar und mehr. Auf ein Hektar Anbaufläche werden zirka 100 Palmen angepflanzt, die im Jahr zirka 1½—2 Sonnen Kopro ergeben. Nach 6 bis 7 Jahren beginnt die Tragfähigkeit der Palmen, die je nach dem Boden,

durchschnittlich im zwölften Jahr volltragend werden. Die Ernte oder die Bearbeitung geht in folgender Weise vor sich: Sobald die Kisse reif sind, fallen sie von selbst auf die zirka 2 Meter breite Baum-Scheibe. Sie werden aufgefalten, auf Stöcken aufgereiht und zum Teil von Mädchen und jungen Burischen auf der Schulter zu bestimmten Sammelplätzen getragen. Hier erfolgt das Aufhaden der Kisse. Der Kern wird in Streifen herausgeschnitten, auf Drahtbetten nebeneinander gelegt und sodann in das Trockenhaus, in die Darre, eingeschoben. Man unterscheidet Sonnen-darren und Darren, die durch Kotos-Schalen künstlich geheizt werden. Das getrocknete Fleisch der Kotos-muß, die Kopro, wird sodann in Säcken mit Segelbooten bis zum nächsten Verfrachtungshafen befördert. Bekanntlich wird die Kopro in Europa in Delmühlen zermahlen, das gewonnene Öl dient zur Fabrikation von Speisefetten (Palmin, Palmona), Seifen, Lichtern und Futtermitteln.

Wie erwähnt, trat nach dem Kriege neben der Pflanzungswirtschaft der Goldbergbau, der nicht nur bald eine bedeutende Stellung in der Ausfuhr des Mandatsgebietes errang, sondern auch das modernste

Verkehrsmittel, das Flugzeug, in großartigster Weise in seinen Dienst stellte. Bei diesen Flugzeugen handelt es sich zum größten Teil um die außerordentlich leistungsfähigen Ganzmetall-Flugzeuge der deutschen Firma Junkers, die sich durch den Transport schwerster Maschinenteile von der Küste bis zu den Goldfeldern unentbehrlich gemacht haben.

Der größte Teil der Insel Neu-Guinea, mit tropischem Urwald und Kotospalmen bedeckt, enthält größtenteils unerschlossenes Urwaldland, das mit seinem jungfräulichen Boden und seinen bis zur Schneegrenze emporragenden gewaltigen Gebirgsmassiven für die Zukunft noch große Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Einer schnellen wirtschaftlichen Entfaltung stand der erwähnte primitive Zustand und die verhältnismäßig geringe Zahl der Eingeborenen gegenüber. Es war darum für den europäischen Pflanzungsleiter eine Hauptaufgabe, sich durch Anwerbung eine genügende Anzahl von Pflanzungsarbeitern zu verschaffen. Da die Eingeborenen größtenteils dem Kannibalismus huldigten, waren diese Anwerbungen, wie man verstehen wird, mit großen Gefahren verbunden. Von wenigen ver-

trauten Eingeborenen begleitet, zog der weiße Pflanzler viele Tagesmärsche in das Innere, um eingeborene Arbeiter anzuwerben.

Eine Anwerbung ist nur bei genauer Kenntnis von Land und Leuten möglich, und der Europäer muß es verstehen, sich ganz in die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einzuleben. Die Eingeborenen, die von Jagd und Stammesfeinden leben, sind naturgemäß nur schwer zu bewegen, sich auf die draußen an der Küste gelegenen Pflanzungen anwerben zu lassen. Ehe der Europäer in tagelangen Verhandlungen zum Ziel kommt, muß er sich die Freundschaft des ganzen Dorfes durch Erlegung von Wild, durch Krankenbehandlung und durch Lieberreichung von Geschenken erkaufen. Einen besonders großen Wert besitzen bei den Eingeborenen Hundezähne, die zu Schmuck und anderen Zwecken verwendet werden.

Besonders verbreitet ist der Kannibalismus im Gebiet des Ramu-Flusses, an dem meine Pflanzung Rubia lag und an der Hanjabai. Tage- und nachtslang toben die Sing-Sings, die Tanzfeste des Stammes. In phantastischem Aufputz, mit wilden Tanzmasken und buntem Blätterkleid angetan, mit grell bemalten Körpern tanzen die Stammesangehörigen. Dumpfende Bambustrommeln, Bambusflöten und riesige Tubas trommeln die monotone, aufsteigende Melodie des Urwaldes. Tagelang tanzen sie.

Noch immer sind die dunklen Kinder des Landes den Weißen fremd und unheimlich. Noch immer muß der weiße Mann streng herrschen, um sein Herrrecht zu wahren. Nur die Küstentriebe sind sein unbestrittenes Eigentum. Weit im Innern des Landes, das den Europäern durch seine Wildheit und sein mörderisches Klima verschlossen ist, ist auch heute die Menschenfresserei nichts Außergewöhnliches. Obgleich man in den letzten Jahren moderne Verkehrsmittel, das Flugzeug, in den Dienst des Bergbaues stellte, ist auch gegenwärtig der weitaus größte Teil Neu-Guineas noch nicht von der Zivilisation berührt worden. Es sind das Gebiete, in denen die Menschen noch im Steinzeitalter leben. Die Haltung der Eingeborenentämme in diesen Gegenden ist ausgesprochen feindselig. Alljährlich kommt es zu Überfällen und Angriffen auf Regierungspatrouillen und Goldsucher. So ist noch vor einigen Jahren der mir persönlich sehr gut bekannte Goldsucher Baum von Eingeborenen ermordet und gefressen worden.

Deutschland hatte in mühsamer, langjähriger Arbeit mit Erfolg begonnen, unter diesen wilden Stämmen mit ihren täglichen Fehden Frieden und Ordnung zu schaffen, besonders auf gesundheitsgemäßem Gebiet hatte es viel für die Eingeborenen getan. Regierungsschulen und Missionsstationen waren um ihre kulturelle Hebung bemüht.

Durch alle friebliche Pionierarbeit machte der Krieg einen Strich. Bei Kriegsanfang besetzte Australien mit gewaltiger Truppenmacht das auf einen Krieg völlig unvorbereitete deutsche Schutzgebiet. Auf Grund eines Vertrages, der zwischen dem deutschen Gouverneur Haber und der australischen Besatzungstruppe geschlossen wurde, wurden die deutschen Pflanzler auf ihren Besitzungen belassen und ihnen die Unverletzlichkeit des Privateigentums zugesichert. Diese Abmachungen wurden aber vom Feind gebrochen. In den Jahren 1917/18 internierte man sämtliche Deutsche in den australischen Camps. 1920 wurden die großen Pflanzungen von der australischen Regierung beschlagnahmt. 1921 war die restlose Austreibung der letzten deutschen Pflanzler und Kaufleute und die Einziehung des gesamten privaten Eigentums durchgeführt. Während Japan zum Mandatar über die nördlich des Äquators gelegenen Inseln bestellt wurde, fielen das südlich des Äquators gelegene Kaiser-Wilhelm-Land, der Bismarck-Archipel und die dazu gehörigen Inseln an Australien.

Der Raub unserer Kolonien ist mit einer Schuld-lage begründet worden. Diese Begründung wird längst auch schon bei unseren ehemaligen Feinden, wenigstens bei den Menschen anständiger, ehrlicher Gesinnung unter ihnen als peinliche Unwahrscheinlichkeit empfunden. Die Stimmen, namentlich in England, mehren sich, die eine Rückgabe von Kolonien an Deutschland befürworten. Dies in Verbindung mit der positiven Einstellung des neuen Deutschland zur Kolonialfrage gibt uns Deutschen die Hoffnung, daß die deutsche Flagge in nicht zu ferner Zeit wieder über eigenes deutsches Land in Uebersee wehen wird.

Auch Radfahrwege werden gebaut!

▼ Berlin, 7. Juli.

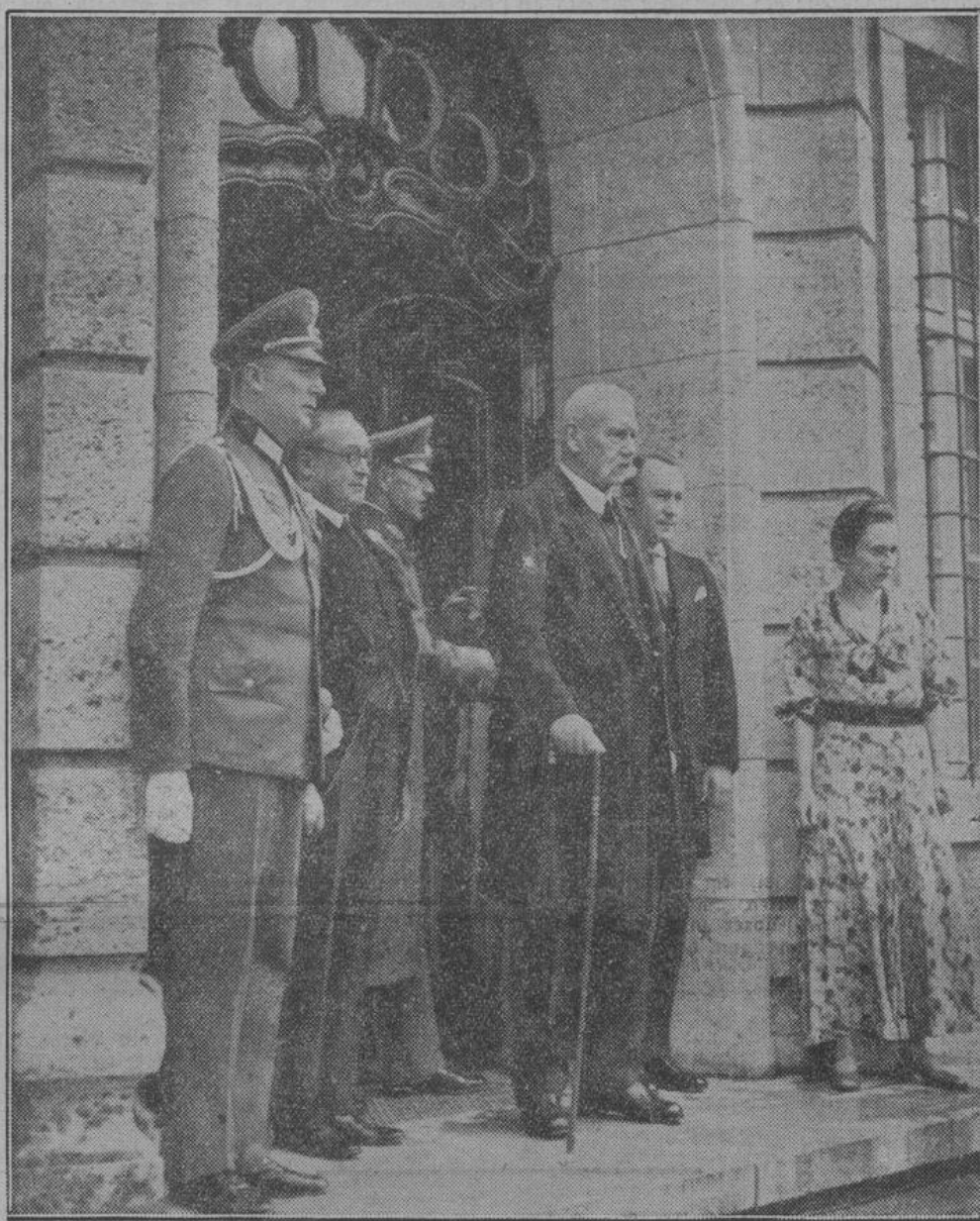
Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen hat sich im Rahmen der ihm zugewiesenen Aufgaben auch der Schaffung eines ausreichenden Netzes von Radfahrwegen tatkräftig angenommen. Als erste Maßnahme wurde den ihm unterstellten Wegebauverwaltungen ein Betrag von 1 000 000 RM überwiesen, aus dem noch in diesem Jahre der planmäßige Ausbau von Radfahrwegen in Angriff genommen wird. Zunächst kommt die Anlage solcher Radfahrwege entlang den Reichsstraßen in Frage. Nach der neuen Reichsstraßenordnung versteht man unter Reichsstraßen diejenigen Straßen, welche auch bisher dem Fernverkehr dienen und welche der Verwaltung der Länder und Provinzen unterstanden. Die Wegebauverwaltungen werden beim Bau von Radfahrwegen im Benehmen mit der allein berechtigten Vertretung des Radfahrwesens vorgehen. Auf Grund von Verhandlungen des Generalinspektors mit der Reichsbetriebsgruppe „Rad“ in der Deutschen Arbeitsfront und dem Führer des deutschen Radfahrerverbandes ist eine Vertretung in der Bildung begriffen. Die Millionen von Radfahrern, welche im Verkehr bekanntlich eine sehr wesentliche Rolle spielen, werden diesen Entschluß sicher lebhaft begrüßen.

Rekordhöhe in Amerika, 55 Grad.

DNB New York, 7. Juli.

Die Ökufte Amerikas wird seit etwa 14 Tagen von einer Hitzewelle heimgesucht, die als die größte seit 1901 bezeichnet werden kann. Am Freitag wurde in New York die Höchsttemperatur mit 55 Grad Celsius in der Sonne beobachtet. 36 Grad Celsius im Schatten bei ungewöhnlich hoher Feuchtigkeit der Luft erreicht. Demgegenüber herrscht in den bisherigen Dürregebieten Dakota und Minnesota seit 14 Tagen Dauerregen, der mit heftigen Stürmen verbunden ist. Der Schlagschaden ist sehr beträchtlich. Nachts herrscht eine empfindliche Kälte.

Der Reichspräsident verabschiedet das siamesische Königspaar in Neu-deck.



Der König und die Königin von Siam waren am Donnerstag Gäste des Reichspräsidenten in Neu-deck, wo Hindenburg dem Königspaar ein Frühstück gab. — Unter Bild zeigt den Reichspräsidenten vor der Tür seines Hauses nach dem Abchied des königlichen Besuches. Ganz rechts die Schwiegertochter des Reichspräsidenten, Frau v. Hindenburg, ganz links Hauptmann von der Schulenburg, der zweite Adjutant.

Goldenes Priesterjubiläum des Erzbischofs von Bamberg.

In Deutschland ist vielfach die Meinung verbreitet, Bayern sei ein ganz katholisches Land. Allein dem ist nicht so; das heutige Bayern setzt sich aus ganz verschiedenen Bestandteilen zusammen. Die südlich der Donau gelegenen altbayerischen Lande sind allerdings fast ausschließlich oder doch weit überwiegend katholisch geblieben. Anders verhält es sich indessen mit den fränkischen Provinzen, die erst nach dem Frieden von Lunéville 1801 an Bayern gekommen sind. Die eigentliche Diözesangrenze Bayerns ist Bamberg, das nach dem neuesten Schematismus nur ein Drittel Katholiken aufweist (514 933 neben 1 005 721 Nichtkatholiken).

Die Bedeutung Bambergs ist einzig dem Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, zuzuschreiben, dem es nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten auf dem Reichstag zu Frankfurt im November 1007 gelang, Bamberg zum Sitz eines Bistums und damit zugleich zur Hauptstadt eines weltlichen Fürstentums zu machen. Der Zweck dieser Begründung war in dem Befehl jener Synode deutlich ausgedrückt: es sollte ein Doppeltes erreicht, nämlich das Heidentum wie das Säkularium, von dem das waldbreiche Gebiet Oberfrankens bedeckt war, zerstört oder vielmehr durch die christliche Kultur überwunden werden. Das wurde auch vollständig verwirklicht, die Kirche ist dort wie überall ein Kulturträger geworden und geblieben.

In der Reformationszeit wandte sich ein großer Teil der Bevölkerung des Hochstiftes Bamberg mit den darin regierenden Fürsten, der Freien Reichsstadt Nürnberg und dem sämtlichen Adel der neuen Lehre zu. Im Jahre 1612 berichtigte der Fürstbischof Johann Gottfried von Aschhausen nach Rom, daß ihm von den ehemals 500 Pfarreien nur noch 150, die Filialkirchen eingerechnet, übriggeblieben seien. Erst ein Jahrhundert später nahm die Zahl der Katholiken mit ganz überraschender Schnelligkeit wieder zu, als der Industrialismus einsetzte und zahlreiche katholische Familien aus den Regierungsbezirken Oberpfalz und Niederbayern anzog.

Der heutige Oberhirte des Erzbistums Bamberg, Dr. Jacobus von Hauck, begeht in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Der eigentliche Tag dieser Feier ist der 3. August. Doch wird es in der Stadt Bamberg schon am heutigen Sonntag gefeiert. Darum sei auch bereits heute hier der Persönlichkeit des Jubilars gedacht, der, aus einer Lehrerfamilie in Mittenberg am Main stammend, an dem eben genannten Tage des Jahres 1884 zum Priester geweiht und nach langjähriger Tätigkeit als Religionslehrer und (seit

1898) als Stadtpfarrer von St. Elisabeth-Nürnberg und Delan, vom Prinzregenten Luitpold mit dem Titel eines „Kgl. Geistlichen Rats“ ausgezeichnet, am 4. Mai 1912 zum Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Erzbischofs Dr. Friedrich Philipp von Albert ernannt wurde. Man wünschte sich damals im Erzbistum Bamberg einen energischen, arbeitskräftigen Oberhirten, und man wußte, daß der neue Erzbischof die erforderlichen Eigenschaften hierfür mitbrachte. Zu seinem am Konsekrationstag (25. Juli 1912) erschienenen ersten Hirtenbriefen entwickelte er mit energischem Tatsachensinn ein Programm über seine künftige Amtstätigkeit: neue Seelsorgestellen müssen errichtet und ein neues Rekriterienarium mußte erbaut werden. In jähem, mühsamer Tätigkeit ist es ihm seitdem gelungen, 40 neue Seelsorgestellen zu errichten und rund einem halben Hundert von Gotteshäusern die kirchliche Weihe zu erteilen. Das war nur möglich durch die tatkräftige Mithilfe des Bonifatiusvereins, dem der Erzbischof bereits zu Pfingsten 1913 einen besonderen Hirtenbrief widmete, worin die Einführung des Vereins für alle Seelsorgestellen zur Pflicht gemacht wurde. Das neue Priesterseminar konnte nach Ueberwindung der vielen geldlichen Schwierigkeiten — der Inflation war der in den vorhergegangenen Jahren angesammelte Baufonds von rund einer Million Mark größtenteils zum Opfer gefallen — im Juli 1925 eingeweiht werden.

Das Hohepriesteramt verpflichtet seine Träger gewiß nicht zur Ausübung der Seelsorge im engeren Sinne; ein wegen seiner Unwägbarkeit bekannter früherer Bamberger Domherr pflegte zu sagen: „Der Bischof soll nicht Weicht sehen, wie ja auch der General nicht Weiten steht“. Aber gleichwohl darf und kann sich ein modern eingestellter Bischof nicht auf die Rolle des Grand Seigneur verstellen wollen. Hierzu beisthet Erzbischof Jacobus von Hauck auch gar keine Veranlassung. Er wollte stets mit seinen Gläubigen „verwachsen“. Gern und häufig hat er das Wort Gottes verkündet: im Dome bei festlichen Veranlassungen, bei Volksmissionen und Pfarrovisitationen, bei Firmungen und Wallfahrten. Insbesondere hat er während der Kriegszeit mit Worten zündender Begeisterung sich immer wieder an die ins Feld hinausziehenden Soldaten gewendet. Die besondere Liebe des Erzbischofs hat im übrigen immer der Jugend gegolten. Wie sehr ihn seine Diözesanen verehren, das trat u. a. auf dem Katholikentag in Nürnberg 1931 deutlich in Erscheinung und wird bestimmt auch jetzt bei seinem goldenen Priesterjubiläum wieder bereiten Ausdruck finden.

Ein französisches Kolonialjubiläum.

Das französische Volk entnimmt sich in diesen Tagen seiner größten kolonialistischen Tat: der Entdeckung und Besiedlung Kanadas. Paris feiert den 400. Geburtstag Kanadas mit solcher Begeisterung, als gehörte das britische Dominion Kanada noch zu den alten französischen Kolonialgebieten. Aus Kanada selbst hat sich eine Kommission mit Monsieur Grégoire, dem Bürgermeister von Quebec, an der Spitze, zu den festlichen Räumern der französischen Hauptstadt. Ja wohl — Frankreich trägt seinen Stolz auf seine kanadischen Siedler offen zur Schau. Aus den 80 000 französischen Auswanderern, die sich nach der Entdeckungsfahrt von Jacques Cartier am kanadischen St. Lorenzstrom niederließen, ist heute eine frankokanadische Kulturgemeinschaft von drei Millionen Seelen geworden. Und diese Frankokanadier, die sehr bewußte Katholiken sind, vermehren sich — schneller und sicherer als die von der Zivilisation allzu sehr heimgeleiteten europäischen Franzosen.

Man muß die Bevölkerungsverhältnisse Kanadas kennen, um das lebhafteste Interesse der Franzosen an dem vierhundertjährigen Geburtstagsfest zu begreifen. Kanada zählt heute etwa 10,5 Millionen Einwohner. Die westlichen Prärieprovinzen befinden sich vollkommen im Besitz der „angelsächsischen Rasse“. Englisch ist dort die Umgangssprache. Unter Kanada jedoch, der fruchtbare Landstreifen längs des St. Lorenzstroms, ist nach wie vor von Franko-Kanadiern besiedelt. Die Nachkommen jener 80 000 französischen Siedler haben ihre Kulturgewohnheiten und ihre Sprache beibehalten. Französische Lieder ertönen am Ufer des breiten St. Lorenzstroms. Und die beiden bedeutendsten Städte Kanadas, Montreal und Quebec, wußten ihr französisches Gepräge über die Jahrhunderte hinweg beizubehalten.

Jacques Cartier, der Seemann aus St. Malo, nahm im Jahre 1534 das unbekannte und herrenlose Land am St. Lorenzstrom für seinen König Franz I. in Besitz. „Neufrankreich“ sollte hier entstehen, mit wohlgebaute Städte, mit musterhaften Siedlungen, mit den Kulturstätten, die den Namen Frankreichs bereits in Europa berühmt gemacht hatten. Ihre Selbständigkeit vermochten allerdings die französischen Siedler in Kanada nicht zu behaupten. Im Pariser Frieden von 1763 ging Kanada, auch das französisch besetzte Gebiet längs des St. Lorenzstroms, in den Besitz der Engländer über. Und die Engländer werden ihren kostbaren Besitz selbstverständlich immer verteidigen — wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß prozentual die angelsächsische Bevölkerung infolge der Fruchtbarkeit der Franko-Kanadier immer mehr zurückgeht. Gerade mit dem Hinweis auf die Franko-Kanadier suchen aber die Franzosen jeden Einwand gegen ihre „Defabenz“ und gegen ihre Bevölkerungsstagnation zu widerlegen.

Die vierhundertjährigen Feiern, die augenblicklich in Paris veranstaltet werden, sollen später in noch größerem Maßstabe in Kanada selbst abgehalten werden. Frankreich wird zu diesen kanadischen Festveranstaltungen mehrere hervorragende Männer entsenden. Die französische Regierung vertritt bei den kanadischen Veranstaltungen der Minister Flandin, die Akademie Française der Schriftsteller Henry Bordeaux, gleichzeitig entsenden die französischen Reisebüros eine umfangreiche Werbeabteilung für Kanadareisen. Jeder Franzose, der es sich leisten kann, soll drüber in Kanada in den nächsten beiden Monaten die franko-kanadische Blutsbrüderschaft mit erleben. Die Pariser Feiern können nur als Auftakt für die bevorstehenden kanadischen Veranstaltungen gelten.

Aus Nationalstolz kimmert sich der Franzose auch heute noch um das „verlorene Kanada“. Der Rundfunk allerdings weiß, daß sich die Kulturgemeinschaft zwischen den europäischen und den amerikanischen Franzosen schon längst gelockert hat — spätestens mit der französischen Revolution von 1789, die von den Franko-Kanadiern wenigstens in ihren geistigen Auswirkungen nicht anerkannt wurde. Selbstverständlich ist an eine Rückkehr der französisch besiedelten Gebiete Kanadas an das „Mutterland“ von gestern nicht zu denken. Das wissen auch die Franzosen. Es scheint so, als ob sie sich durch geräuschvolle Rundgebungen über den Schmerz um die verlorene „schöne Eroberung“ hinwegsetzen wollen.

Sitzung des Reichsverkehrsrates.

DNB Berlin, 6. Juli.

In der Sitzung des Reichsverkehrsrates gab der Reichsverkehrsminister bekannt, daß er zur weiteren Vertiefung der Beziehungen der Verkehrsträger zu der übrigen Wirtschaft den Führer der Wirtschaft, Direktor Rehler, zum Mitglied des Reichsverkehrsrates berufen habe. Ebenso habe er auch den Reichsporteinführer v. Tschammer und Osten als Mitglied berufen, um dem Sport entsprechend seiner Bedeutung auch eine Vertretung im Reichsverkehrsrat zu geben.

Die Tagung des Reichsverkehrsrates war in der Hauptsache mit einer Erörterung ausgefüllt, welche eine klare Abgrenzung der Zuständigkeiten zwischen dem Reichsverkehrsministerium, dem von ihm gebildeten Reichsverkehrsrat und den Organisationen bedauerte, die sich mit Verkehrsfragen befaßten. Der Führer der Wirtschaft, Direktor Rehler, nahm dabei das Wort zu grundsätzlichen Darlegungen über die Organisation der Wirtschaft im nationalsozialistischen Staat.

Die nächste Vollversammlung des Reichsverkehrsrates wurde auf den 17. Oktober anberaumt.

Rekosei-Reichsnährstand.

Der Präsident des Rekosei veröffentlicht folgende Rundgebung: „Die verschiedenen Veröffentlichungen des Reichsnährstandes bezug des Beauftragten des Reichsnährstandes, Herrn Paetz, insbesondere die letzte Anordnung des Reichsnährstandes, haben in den Reihen unserer Mitglieder erneut Unklarheit und Unsicherheit hervorgerufen. Ich weiß daher nochmals darauf hin, daß die im Rahmen des Gesetzes zur Vorbereitung des organischen Aufbaues der nationalen Wirtschaft vom 5. Mai 1934 vom Herrn Reichswirtschaftsminister Dr. Schmidt angeordnete Zwangsorganisation zum Rekosei für alle Betriebe des Kolonialwarens, Feinlebens- und Lebensmittelhandels, die die Voraussetzungen des § 4 der III. Verordnung zum Reichsnährstand erfüllen, durch die Anordnung des Reichsbauernführers nicht berührt wird. Es ist somit gesetzlicher Zwang für alle Betriebe des Kolonialwarens, Feinlebens- und Lebensmittelhandels, den Landhandel nur in unerheblichem Maße oder Landhandel in nicht unerheblichem Maße neben

Geschichtliche Klausurarbeit im Gerichtsassessorexamen.

Der deutsche Jurist soll mit der Geschichte seines Volkes vertraut sein.

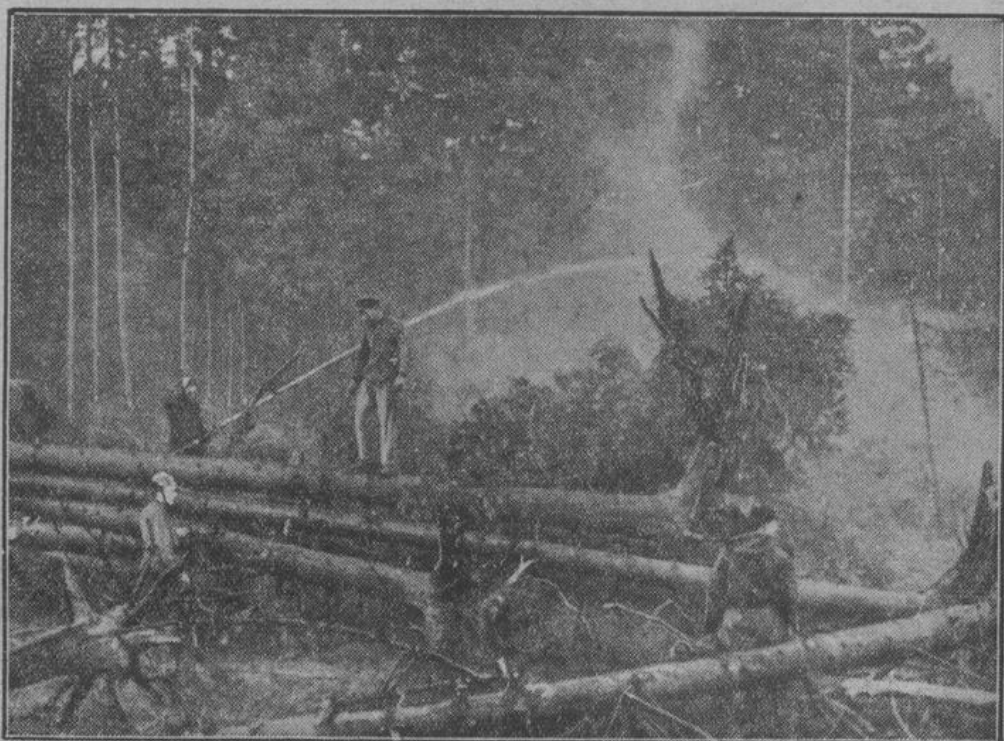
Reichsjustizminister Dr. Gürtner, dem bekanntlich vor kurzem auch die Leitung der preußischen Justizverwaltung übertragen wurde, hat, wie wir bereits berichteten, eine Verfügung erlassen, wonach für das Assessorexamen in Preußen eine neue Klausurarbeit über ein geschichtliches Thema eingeführt wird. Ueber die allgemein interessierenden Gründe dieser Maßnahme äußert sich der im preußischen Justizministerium tätige Oberstaatsanwalt Dr. Krug im neuesten Heft der „Deutschen Justiz“, dem amtlichen Organ des Reichsjustizministeriums, wie folgt:

„Ein Volk ist nur dann stark und bewußt seiner politischen Mission, wenn es im inneren Zusammenhang mit seiner Geschichte steht. Diese Verbindung zu pflegen und die großen Zusammenhänge immer vor Augen zu halten ist deshalb eine Aufgabe der geistigen Fundierung der nationalsozialistischen Revolution. Alfred Rosenberg hat mit Recht auf den Niederlassentag erklärt, daß die Bildung, der im 9. Jahrhundert unterlegen sei, im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler gestiegen habe. Das dritte Reich sei somit nicht die Fortsetzung des Heiligen Römischen Reiches, sondern knüpfe an die Rebellien, die damals aufstanden, um Blut und Boden zu verteidigen. Die Männer der Vergangenheit würden nicht mehr danach eingeschätzt, was sie für Konfessionen oder Dynastien errungen, sondern danach, mit welcher Inbrunst sie Heimat und Charakter, Blut und Boden verteidigt hätten. Widukind und Heinrich der Löwe wurden in diesem Sinne von Niederlassen als die Vorkämpfer gegen die Universalmonarchie des Römischen Reiches geehrt. Die schlußmäßige Auffassung der Geschichte hat damit eine Wandlung bekommen. Aus den Quellen des völkischen deutschen Lebens, aus den Zusammenhängen von Blut und Boden und aus dem Kampfe des freien germanischen Menschen um seine Gewissensfreiheit heraus wird in Zukunft die Geschichte gelehrt und verstanden werden müssen.“

den werden müssen. In dieser Weise aufgefaßt ist sie das stärkste Fundament für die neue Weltanschauung und zugleich eine stete Mahnung für die politische Gestaltung in der Gegenwart. Und nicht zuletzt ergeben sich auch gerade für das Rechtsgebiet hieraus die tragenden Gedanken, denn das Recht ordnet das Geschehen eines Volkes, wie es dessen geschichtlich gewordenen Notwendigkeiten und Erfordernissen entspricht.

Im Bewußtsein dieser Zusammenhänge ist deshalb durch eine Verfügung des Preussischen Justizministers, des Reichsministers Gürtner, für das Assessorexamen in Preußen eine neue Klausurarbeit über ein geschichtliches Thema eingeführt worden. Ohne daß selbstverständlich geschichtliche Einzelheiten oder Zahlen hierbei vorausgelegt werden, soll der Kandidat in einer Zeit von drei Stunden über ein geschichtliches Thema, von denen ihm drei zur Auswahl gestellt werden, seine Gedanken in Gestalt einer kurzen Abhandlung niederschreiben. Er soll dabei zeigen, ob er die geschichtlichen Zusammenhänge verstanden hat und ob er in der Lage ist, hieraus politische Folgerungen zu ziehen, die von einem nationalsozialistisch denkenden Deutschen erwartet werden müssen. Derjenige, der als Jurist tätig werden will, sei es als Richter, Staatsanwalt, Rechtsanwalt oder an anderer Stelle, muß ein so abgerundetes Weltbild und eine solche Allgemeinbildung besitzen, um auf seinem Posten allen Anforderungen gerecht zu werden, insbesondere aber den staatspolitischen Aufgaben, daß er ohne Mühe einige historisch-politische Betrachtungen zu einem geeigneten Thema niederlegen kann. Diese Maßnahme des Ministers kann deshalb auf größte Anerkennung rechnen. Die Erweiterung der Allgemeinbildung und ein abgerundetes historisch-politisches Weltbild war immer ein Verlangen aller, die statt der Spezialisten lebendige Menschen mit gesunder Anschauung und allgemein fundierter Sachkunde erstreben.“

1000 Morgen Wald in Flammen.



Zwischen den Orten Plessen und Görden im Ostzipfel der Provinz Sachsen brach ein Waldbrand aus, der sich ständig ausdehnte und nun 1000 Morgen Wald ergrieffen hat. Zwei Arbeitsdienstlager sind im Bereich mit zahlreichem Feuerwehren bei der Löschung tätig. — Das Bild veranschaulicht den fast hoffnungslos scheinenden Kampf gegen das ständig schwellende Element in den ausgetrockneten Wäldern.

Neuer Bericht der deutschen Himalaja-Expedition.

✓ Berlin, 7. Juli.

Dem Drahtlosen Dienst ist ein weiterer Bericht von der deutschen Himalaja-Expedition zugegangen. Wie der Leiter der Expedition meldet, verlagern die Kurzwellenfunkapparate, die zur Nachrichtenübermittlung von der Spitzengruppe zum Hauptlager dienen, seit dem 25. Juni. Der Meldedienst zwischen den verschiedenen Lagern und die Nachrichtenübermittlung für den deutschen Rundfunknachrichtendienst ist damit sehr erleichtert, zumal der Botschaftendienst regelmäßig den schwierigen Gleichstrom bei Lager 2 zu überwinden hat. Hironimus hat das Hauptlager auf den schneebedeckten Moränen-Hügel verlegt. Dort blühen in einer Höhe von 3800 Metern jetzt Alpenrosen, darunter auch Gelbeise. Hironimus veranlaßt auch, daß 14 Bakfisks wenigstens bis zum Lager IV, also bis 5800 Meter Höhe, gingen. Dadurch werden die überlängten beanspruchten Darlehnsträger entlastet. Wachenbrenner und Wachenbach erreichen mit acht Tragern das Lager V in 6200 Meter Höhe. Das Lager konnte aber wegen düsteren Nebels noch nicht endgültig errichtet werden. Sämtliche notwendigen Lasten werden inzwischen nach Lager IV geschafft, dem eigentlichen Standort für den letzten Angriff auf den Nanga Parbat. Merlel, Wachenbach, Schneider, Weidhol, Müller und Captain Frier haben den westlichen Chongra-Peak erklimmt, der 6600 Meter hoch ist. Sie haben dort bei schönem Wetter den Weg zum Ziel einsehen können. Auch Wieland und Captain Sangster haben den Chongra-Peak bereits bezwungen. Die Spitzengruppe ist an der Arbeit, über das Lager V, also über 6200 Meter Höhe hinaus, zu klettern. Alle Teilnehmer sind guten Mutes.

Aufdeckung einer Verschwörung in Mexiko.

DNB Mexiko, 7. Juli.

Das mexikanische Innenministerium machte die aufsehenerregende Mitteilung, daß der bei den Wahlen am Sonntag unterlegene Präsidentschaftskandidat General Billares einen Aufstand gegen die Regierung vorbereitet. Er werde jedoch sorgfältig überwacht, um den Ausbruch des Aufstandes nach Möglichkeit zu verhindern. In die Verschwörung Billares sollen noch andere führende Politiker verwickelt sein, die J. vor kurzem nach den Vereinigten Staaten gereist sind, um dort mit dem früheren General Pablo Gonzalez über den Kauf von Waffen zu verhandeln. Weitere Einzelheiten über den geplanten Aufstand fehlen noch. Freunde Billares haben den mexikanischen Staatspräsidenten gebeten, Garantien für die Sicherheit des Generals, der sich augenblicklich in Monterrey befindet, zu geben.

Die mexikanische Polizei hielt auf der internationalen Autostraße Laredo-Mexiko mehrere Lastwagen an, die 30 000 Pistolenpatronen enthielten. Es handelt sich vermutlich um Schmutzware aus den Vereinigten Staaten. Es wurden mehrere Verhaftungen in diesem Zusammenhang vorgenommen.

Die Domfeier in Münster muß ausfallen.

Die katholische Pfarrgeistlichkeit Münsters teilt mit: „Die Veranstaltung der für den Vorabend der Großen Prozession am kommenden Montag geplanten Domfeier auf dem freien Platz des Domes ist vom Oberbürgermeister unter Berufung auf die Anordnung der Staatspolizeistelle Reddinghausen vom 28. Juni 1934 verboten worden. Da zu dieser Domfeier das gesamte katholische Münster eingeladen ist, kann diese Versammlung unmöglich in einen geschlossenen Raum verlegt werden. Ebenso kommt auch wegen der Art und Form der Feier eine Durchführung in kleinerem Rahmen nicht in Frage. Im Einvernehmen mit der Bischöflichen Behörde muß darum in diesem Jahre die Domfeier ausfallen. Es wird aber erwartet, daß das gesamte katholische Münster gesammelt an der Großen Prozession teilnimmt, zu der die Domfeier eine Vorbereitung sein sollte, eingebettet der frommen und gläubigen Tradition unserer Väter, die diese Prozession in schwerer Notzeit gelobt haben, um Gottes Segen auf die Stadt, auf Kirche und Vaterland herabzusenden.“

Die Abstimmung im Saargebiet.

Von zuständiger amtlicher Stelle wird mitgeteilt: Der Wählerbundrat hat die Volksabstimmung im Saargebiet auf Sonntag, den 13. Januar 1935 festgelegt. Abstimmungsberechtigt ist ohne Unterschied des Geschlechts und der Staatsangehörigkeit jede Person, die am 13. Januar 1935 zwanzig Jahre alt ist und am Tage der Unterzeichnung des Versailleser Vertrages, das ist der 28. Juni 1919, im Saargebiet gewohnt hat. Nach dem vom Wählerbundrat festgelegten Abstimmungsreglement ist grundsätzlich jede Person abstimmungsberechtigt, die an diesem Tage im Saargebiet ihren gewöhnlichen Wohnort hatte und sich dort mit der Absicht des Verbleibens niedergelassen hatte.

Eine bestimmte Anwesenheitszeit wird somit nicht verlangt; auch wer sich erst am Stichtag, dem 28. Juni 1919, im Saargebiet niedergelassen hat, ist abstimmungsberechtigt.

Andererseits ist die vorübergehende Abwesenheit vom ständigen Wohnort im Saargebiet ohne Einfluß auf die Stimmberechtigung, vorausgesetzt, daß der Wähler den tatsächlichen Aufenthalt im Saargebiet beibehalten hat. Es sind jedoch beispielsweise auch Abstimmungsberechtigte:

- a) Personen, die aus einer Gemeinde des Saargebiets zur Erfüllung des Militärdienstes eingezogen, am 28. Juni 1919 aber noch nicht an ihren ständigen Wohnort im Saargebiet zurückgekehrt waren, weil sie noch bei ihrem Truppenteil standen, oder sich in Gefangenenschaft befanden oder infolge Verwundung oder Krankheit noch nicht in das Saargebiet zurückkehren konnten;
- b) aktive deutsche Militärpersonen, die vor der Befreiung des Saargebiets bei einem im Saargebiet garnisonierenden Truppenteil standen und bei der Befreiung das Saargebiet verlassen mußten, ihren Wohnsitz dazwischen aber bis 28. Juni 1919 noch nicht aufgegeben hatten. In Betracht kommen Offiziere, Militärbeamte, Unteroffiziere und Kapitulanten, nicht aber die lediglich zur Erfüllung ihrer Militärdienstpflicht Eingezogenen;
- c) Personen, die sich über den 28. Juni 1919 zu Besuch, Studien- oder Ausbildungszwecken außerhalb ihres im Saargebiet gelegenen ständigen Wohnorts aufgehalten haben, selbst wenn sie am 28. Juni 1919 im Saargebiet politisch nicht gemeldet waren;
- d) Personen, die über den 28. Juni 1919 vorübergehend außerhalb ihres ständigen Wohnorts im Abstimmungsgebiet eine Dienst- oder Arbeitstätigkeit ausgeübt haben;
- e) Personen, die am 28. Juni 1919 von ihrem ständigen Wohnsitz im Saargebiet vertrieben waren und sich politisch abgemeldet hatten, um z. B. während der Reise am Aufenthaltsort Brotkarten zu erhalten;
- f) Personen, die am 28. Juni 1919 zwangsweise, z. B. durch ihren ständigen Wohnort im Saargebiet ferngehalten worden sind oder die aus dem Saargebiet gestrichelt und bis 28. Juni 1919 nicht zurückgeführt waren.

Der Aufenthalt von Minderjährigen und Entmündigten am 28. Juni 1919 bestimmt sich nach dem Aufenthalt der Personen, die die väterliche Gewalt oder die Vormundschaft über sie ausübten. Der Aufenthalt der Eltern oder des Vormunds hat aber dann keine entscheidende Bedeutung, wenn ein Minderjähriger, der zu dieser Zeit getrennt von seinen Eltern oder seinem Vormund wohnte, selbst für seinen Unterhalt sorgte. Eine am 28. Juni 1919 im Saargebiet beschäftigte Minderjährige, die dort ihren Unterhalt als Hausgehilfin selbst verdiente, ist also abstimmungsberechtigt, auch wenn ihre Eltern damals nicht im Saargebiet wohnten. — Die verheiratete Frau teilt den Aufenthalt ihres Ehemannes, sofern die Ehe vor dem 28. Juni 1919 geschlossen war.

An alle im Reich außerhalb des Saargebiets wohnhaften Personen, die auf Grund der norddeutschen Richtlinien die Verleihung der Abstimmungsberechtigung beantragen können und sich bisher noch nicht gemeldet haben, ergeht die Aufforderung, sich umgehend bei der Saarmeldstelle ihres jetzigen Wohnorts (beim Einwohnermeldebeamten, in den Städten beim zuständigen Polizeikommissar) zu melden. Soweit möglich, sind Nachweise über den Wohnsitz am 28. Juni 1919 (An- und Abmeldebescheinigungen, Beschäftigungszugnisse, Militärpapiere usw.) mitzubringen.

Zwei englische Bombenflugzeuge abgestürzt.

£ London, 7. Juli.

Nachdem bereits am Donnerstag ein britisches Bombenflugzeug bei Übungen über dem Flugplatz von Northolt abgestürzt und in Brand geraten war, wobei zwei Insassen getötet wurden, ereignete sich am Freitag früh ein neues Unglück. Ein großes Bombenflugzeug neueren Typs stürzte bei einem Probeflug aus noch unbekannten Ursachen in der Nähe des Flugplatzes Hendon aus ziemlich großer Höhe ab. Einer der Insassen fand den Tod, während die anderen vier Mitglieder der Besatzung mit leichten Verletzungen davon kamen.

57 russische Arbeiter wegen jüdischen Ausschreitungen vor Gericht.

.. Kiew, 6. Juli. Wie aus Moskau gemeldet wird, beginnt am Sonnabend ein Prozeß gegen 57 Arbeiter, die früher in dem Werk „Bolschewik“ beschäftigt waren. Die Anklage behauptet, daß die 57 Angeklagten jüdische und kommunistische Versammlungen organisiert und durchgeführt hätten. Einige jüdische Arbeiter haben wegen dieser Ausschreitungen das Werk verlassen. Nach sowjetrussischem Recht steht auf das den Angeklagten vorgeworfene Verbrechen die Todesstrafe.

Wetterbericht.

× Essen, 7. Juli. (Fig. Drahtb.)

Vorherage für Sonntag.

Nach Fortbestand des Schnees, sehr warm, dunstig oder schwache leichter Bodennebel. Wahrscheinliche Weiterentwicklung: Wetterlage unverändert.

Aus Westdeutschland.

Die Autorität des Lehrers muß geschützt werden.

pa. Südbühnen, 7. Juli.

Leider kommt es sehr oft vor, daß Eltern in dem Lehrer einen Prügelknaben sehen, an dem sie ihr Mißtrauen fühlen wollen. Den Kindern wird oft mehr geglaubt, als dem Lehrer, der für die Untugend des Kindes oft genug büßen soll. So ein Fall kam jüngst auch in einer hiesigen Schule vor. Die Tochter des Joh. W. war vom Lehrer gemißhandelt worden, die sollte am nächsten Tage nach Schluß einer Stunde nachhaken. Das Kind hatte nun nichts eiligeres zu tun, als nach Hause zu laufen, um den Vater von dieser Sache in Kenntnis zu setzen. Anstatt sich nun in aller Ruhe vom Lehrer Aufklärung zu holen, weshalb diese Befragung erfolgt ist, schüttelte sie, mit einem Stock bewaffnet, zum Schulhaus, um den Lehrer zur Rede zu stellen. Der Lehrer, auch nicht gerade temperamentslos, erliefte den aufgeregten Vater, das Schulhaus zu verlassen. Doch dieser schlug mit seinem Stock ohne weiteres auf den Lehrer ein, der von dem Schlag eine blutende Kopfverletzung davontrug. Ein Kollege kam hinzu und hielt den Wütenden von weiteren Schlägen ab. Die Sache hatte gestern vor dem hiesigen Schöffengericht ein gerichtliches Nachspiel, das damit endete, daß der Vater des Kindes wegen Hausfriedensbruch und gefährlicher Körperverletzung mit 60 Mk. bestraft wurde. In der Urteilsbegründung hieß es, daß die Autorität des Lehrers unter allen Umständen gewahrt werden müsse. Schon den Kindern müsse im heutigen Staat ein starkes Autoritätsgefühl eingeimpft werden. Das Gericht habe sich lange überlegt, ob nicht eine Gefängnisstrafe verhängt werden solle. Man habe aber hiervon nur Abstand genommen, weil der Angeklagte sehr erregt gewesen sei und offenbar in dem Augenblick nicht gewußt habe, was er tue.

Söldner Unfall.

w. Rheine, 7. Juli.

An dem abschüssigen Totenberg ereignete sich gestern ein bedauerlicher Unfall, dem ein Menschenleben zum Opfer fiel. Der auf einer Radtour begriffene Schuttmachermeister Hofmeister aus Metelen kam in der turmenreichen abschüssigen Straße mit der Pedale einem Baum zu nahe, wodurch er bei der großen Geschwindigkeit, in welcher er den Berg hinabfuhr, gegen einen anderen Baum flog und mit einem schweren Schädelbruch liegen blieb. Verzügliche Hilfe war vergebens, denn kurz nach Eintreffen der Patienten starb der Bedauernswerte bereits.

Brandfeuer vernichtet ein Wohnhaus.

Nur ein Teil der Möbel gerettet.

Kadewormwald, 6. Juli.

Heute morgen gegen 5 Uhr wurde die Feuerwehre alarmiert und nach Stötte gerufen. Dort brannte das von zwei Mietern bewohnte Haus des C. Büsch. Es konnte nur ein kleiner Teil des Mobiliars gerettet werden, das Feuer schnell in alle Wohnräume und in den Keller drang. Die Feuerwehre konnte daher wenig ausrichten. — Die Ursache des Feuers ist noch unbekannt.

Lieferwagen fährt gegen Personenzug.

Sorrem, 7. Juli.

In der Nähe des Bahnhofs Sorrem rannte ein Lieferwagen aus Jülich an einem Privatbahnübergang der Eisenbahn-Nebenstraße Sorrem-Jülich gegen einen aus Richtung Jülich kommenden Personenzug. Der Lieferwagen wurde etwa 50 Meter weit mitgeschleift und vollkommen zerschmettert. Der Führer namens Heinrich Pelzer aus Jülich trug so schwere Verletzungen davon, daß er auf dem Wege zum Krankenhaus starb. Der Beifahrer, der ebenfalls aus Jülich kam, kam wie durch ein Wunder mit leichten Verletzungen davon. Der Lokomotivführer des Zuges hatte vergeblich versucht, noch im letzten Augenblick den Zug zum Halten zu bringen, doch war das Unglück nicht mehr zu vermeiden. Der Bahnübergang, an dem sich das Unglück zutrug, liegt innerhalb des Geländes einer Sorremer Firma.

Auto und Motorrad stießen zusammen.

Ein Toter, ein Schwerverletzter.

Dinslaken, 7. Juli.

Auf der Landstraße Dinslaken-Wesel wurde in der vergangenen Nacht ein Personenzug, der in Richtung Wesel fuhr, von einem mit zwei Personen besetzten Motorrad, das aus einer Querstraße kam, angefahren. Der Anprall war so heftig, daß Fahrer und Beifahrer des Motorrades in hohem Bogen auf die Straße geschleudert wurden. Der Fahrer, der 32 Jahre alte Joseph Sauerborn aus Gellentich, war sofort tot. Der Beifahrer, der aus Horst-Emler stammt, wurde schwer verletzt. Er fand Aufnahme im Krankenhaus. Der Fahrer des Personenzuges kam mit leichten Kopfverletzungen davon.

Schiffsbrand im Ruhrorter Hafen.

Duisburg-Hamborn, 7. Juli.

Während der Ausführung von Schweißarbeiten ereignete sich am Donnerstag vormittag auf einem im Ruhrorter Hafen vor Unter liegenden Rheinfahrt aus Romberg durch Funkenschlag ein Brand, der auf die Wohn- und Vorratsräume übergrieff. An den lagernden Vorräten fand das Feuer reiche Nahrung. Da die Schiffsbesatzung des Feuers nicht Herr werden konnte, wurde die Duisburger Berufsfeuerwehre alarmiert, die mit Rauchmasken gegen den Brandherd vorging und das Feuer nach angestrengter Löscharbeit eindämmte. Die Höhe des Schadens steht noch nicht fest.

Sechs Münzverbreiter festgenommen.

Duisburg-Hamborn, 7. Juli.

Die hiesige Kriminalpolizei hat eine Falschmünzbande unschädlich gemacht, die seit längerer Zeit nicht nur Duisburg-Hamborn, sondern fast sämtliche Orte am Niederrhein bis nach Emmerich mit falschen Münzmarken in Umlauf brachte. Da die Falschmünzbande in Klang und Aussehen kaum von den echten zu unterscheiden waren (nur das Gewicht war etwas geringer), konnten die Betrüger große Mengen absetzen. Die Verhaftung erfolgte in Duisburg, wo die drei Hauptangeklagten verhaftet wurden. Dadurch kam man auf die Spur von drei weiteren Personen, die als Helfershelfer beim Vertriebs tätig waren. Einer der Festgenommenen hatte noch eine Rolle mit 30 falschen Münzmarken bei sich, die er nach Emmerich bringen wollte. Mit den sechs bisher festgenommenen dürften noch nicht alle Beteiligten erfaßt sein.

Drei Kinder durch eine

Handgranatenerplosion verletzt.

: :. Magden, 7. Juli.

Im Distrikt Ruhberg fanden drei spielende Knaben im Gebüsch eine Gegenstand, den sie nach Züngelart mehrfach auf einen Stein warfen. Als sie es eine heftige Explosion und alle drei Knaben trugen durch herbeiliegende Sprengstoffe zum Teil erhebliche Ver-

letzungen davon. Einem Jungen wurde die rechte Hand abgerissen, außerdem trug er noch schwere Verletzungen am Unterarm davon. Ein anderer Junge hatte eine bedenkliche Wunde am linken Oberarm, während der dritte Knabe mit leichten Verletzungen im Gesicht und am Auge davonkam. Spielgefährten der verunglückten Kinder holten sofort in einem nahegelegenen Kloster Hilfe herbei. Ordensschwestern legten die ersten Notverbände an und sorgten für die Überführung der verletzten Kinder ins Krankenhaus. Wie sich bei der Untersuchung herausstellte, hatten die Kinder eine amerikanische Handgranate gefunden. Früher befand sich bei Ruhberg ein großer Übungsplatz der amerikanischen Besatzung.

Soller Banditenstreik.

Rassenbote und Kontoristin um 3000 Mark beraubt.

Köln, 7. Juli.

Ein Rassenbote und eine Kontoristin der Firma Quettrichhaus & Co. hatten den Auftrag, am Freitag morgen 3000 Mark in bar von der Sparkasse abzuheben. Als sie auf dem Rückwege um 10.50 Uhr die Straßenzugung Haderstraße und Bon-Sparr-Straße passierten, kamen drei Burken auf den Rassenboten und die Kontoristin zu und raubten die Aktentasche mit dem Gelde. Die Burken, die mit einem Personenzugswagen 12 43 174 vorgefahren waren und in diesem auch wieder unmittelbar nach der Tat verschwanden, haben den Raub mit vorgehaltenen Revolvern ausgeführt.

Der Prozeß gegen Dr. Vollmar.

Freispruch wegen erwiesener Unschuld.

Bonn, 6. Juli.

Unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Stürmer verhandelte die Bonner Strafkammer gegen den früheren Beigeordneten der Stadt Solingen, den jetzt in Bonn anhaltenden Dr. Vollmar wegen passiver Bestechung. Die Anklage warf Dr. Vollmar vor, im Jahre 1925 in seiner früheren Eigenschaft als Beigeordneter der Stadt Solingen dem Bonner ehemaligen Generaldirektor der Reichsbahnwerke, Lenze,

für dessen Gutachterstätigkeit in den Streitfragen Solingen gegen das RWE und BWE eine größere Summe ausgezahlt zu haben als ihm zustand und sich einen Teil dieser Summe als Bestechungsgeld habe persönlich zurückerhalten lassen. Die eingehende Beweisführung konnte aber nichts Befestigendes gegen den Angeklagten erbringen, und der Staatsanwalt stellte den Antrag auf Freispruch mangels Beweises. Das Gericht sprach Dr. Vollmar aber wegen erwiesener Unschuld frei. Die gesamten Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last.

Die Koblenzer Saarkundgebung als Staatsakt.

: :. Koblenz, 7. Juli.

Die Vorbereitungen für die am 26. August in Koblenz stattfindende große Saarkundgebung sind in vollem Gange. Die Veranstaltung wird am 25. August mit einem Kongreß aller Vereinsführer des Bundes der Saarvereine und der geladenen Gäste in der Festhalle zu Koblenz eingeleitet. Die große öffentliche Kundgebung findet am 26. August auf dem Ehrenbreitstein statt. Sie wird als Saar-Treuekundgebung offizieller Staatsakt der deutschen Reichsregierung sein. Voraussetzt wird außer der Reichsregierung und der Reichsleitung der NSDAP, das gesamte diplomatische Korps sowie die maßgebende ausländische Presse an der Kundgebung beteiligt sein. Die Anmeldungen zu den am 26. August nach Koblenz verkehrenden Sonderzügen, für die allen Volksgenossen eine 75prozentige Fahrpreismäßigung für Hin- und Rückfahrt gewährt wird, müssen baldmöglichst bei den örtlichen Verkehrsvereinen erfolgen.

Neue Zalsperre im Westerwald.

Neuwied, 7. Juli.

Der Bezirksverband Wiesbaden als Träger der Rheinischen Energie-Gesellschaft mbH. lassen am Rheinhafen, einem Nebenflüßchen der Dill, in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnlinie Westerburg-Neuwied eine Zalsperre mit etwa 1,2 Millionen Kubikmeter Füllungsraum bauen. Die erforderliche Erdbewegung wird mit etwa 200 000 cbm angegeben. Über 700 Arbeiter sind mit der Errichtung der Anlage beschäftigt. Die Gesamtkosten dieser Zalsperre, die zur Vergrößerung eines Kraftwerkes beitragen soll, belaufen sich auf rund 600 000 Mark, wovon 450 000 Mark auf Arbeitslöhne (bei etwa 80 000 Tagewerken) entfallen. Die Ausschachtung soll bis zum Herbst beendet sein.

nenzeit, Manifesto und Scherzknäuel mit vorne zu erwarten.

Das Marzgrafen-Rennen über 1400 m ist dreijährigen Mäiden vorbehalten. Ein gutes Rennen lief am Sonntag Helmwige, die diesmal eine reelle Chance hat. Etwas Form haben ferner noch Alarab, Heist und Kolbenhirsch, der schon lange hinter einem Siege herläuft.

Das Kartellrennen der Dreijährigen über 2400 m hat eine quantitativ schwache Besetzung gefunden, jedoch läßt die Qualität nichts zu wünschen übrig. Voraussetzt werden sich sechs Pferde dem Starter stellen. Westdeutschland sticht sich auf keine Geringere als Kamafino, Agnat und Kenders. Alle drei haben im Laufe der Saison ihre große Klasse unter Beweis gestellt und zahlreiche Rennen gewonnen. Agnat wird es aber unter Höchstgewicht allein schon gegen Kamafino schwer haben, geschweige denn gegen Rasputin, der im Handel-Rennen hinter Belopidas dem zweiten Platz belegte. Wir glauben, daß das im Vorjahr von Gregorovius gewonnene Rennen Grandseigneurs Stallgefahrte Rasputin etwa gegen Kamafino und Kenders an sich bringen wird.

Im Witzel-Rennen über 1400 m nehmen Vertreter des Derby-Jahrgangs den Kampf mit älteren Pferden auf. Marzfeld wurde im Tribünen-Preis guter zweiter zu Hamlet und mußte nach dieser Form stark für den Ausgang in Frage kommen. Für Witzelried könnten 1400 m schon etwas zu weit werden, desgleichen für Wappenschild, dagegen muß mit Voltaire 2 und Morgengabe ernstlich gerechnet werden. Ueberalchen könnte Bachantini.

Das Randgrafen-Jagdrennen über 3000 m sollte sich zwischen Die Heide, Leithirsch, Ohnes, Stilet, Eremit und Kolta abspielen. Im Freikuh-Rennen über 1200 m könnte es für den von Hauke aus schnellen Miotki reichen, der Kanne und Amethyst auf die Plätze verweisen sollte.

Unsere Voraussetzungen.

1. K.: Grimbart — Strachur.
2. K.: Köffelmann — Sonnengit.
3. K.: Alarab — Helmwige.
4. K.: Rasputin — Kamafino.
5. K.: Marzfeld — Morgengabe.
6. K.: Ohnes — Die Heide.
7. K.: Miotki — Amethyst.

Die Deutschen Kampfspiele in Nürnberg.

Im Rahmen der Deutschen Kampfspiele in Nürnberg gelangen nicht nur die deutschen Meisterschaften der verschiedensten Sportarten, wie Leichtathletik, Schwimmen, Boxen, Scherathletik, Radfahren, Fechten usw. zum Austrag, sondern darüber hinaus sind noch verschiedene andere Kämpfe vorgesehen. So werden unter anderem ein Frauen-Hochsprung, Nord-Süd und ein Frauenhandballspiel einer deutschen Nationalmannschaft gegen eine Nürnberg-Fürter Stadtmannschaft zum Austrag kommen. Auch die Vorführungen, ausgeführt von der Marine-Schule Flensburg-Mürwik, von der Badischen Landespolizei und den Studenten und Studentinnen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen bilden einen weiteren Bestandteil des Programms.

Der Eröffnungstag, Dienstag, 24. Juli, an dem an Sportereignissen das Ende ist um die Gauhandball-Meisterschaft stattfindet, steht einen gewaltigen Aufmarsch aller Teilnehmer der Kampfspiele und der offiziellen Verbände und Vereine vor. In diesem Tage wird auch die Deutschland-Riege der D.M. ihre unter großem Beifall in Budapest gezeigte Weltmeisterleistung vorführen.

Der starken Beteiligung wegen werden einige Kampfspielwettbewerbe bereits am 21., 22. und 23. Juli durchgeführt. So kommt u. a. bereits am Montag, 23. Juli die Vorentscheidung der Gauhandballmeisterschaft zur Entscheidung. Hierfür haben sich in den Vor- und Zwischenrundenpielen die Gaumeisterchaften von Sachsen, Mitte, Nordmark und Baden qualifiziert. Die unterlegenen Mannschaften der Vorrundenrunde bestreiten am Dienstag, 24. Juli vormittags das Spiel um den dritten Platz, während die beiden Siegermannschaften im Rahmen der Eröffnungsfeier um den Titel kämpfen.

Amerikanische Leichtathleten in Deutschland.

Am 14. Juli trifft in Bremen die vom Deutschen Leichtathletik-Verband verpflichtete amerikanische Leichtathletikmannschaft ein, die zunächst am 15. Juli in Hamburg und am 17. Juli in Köln an den Start geht, weiterhin am 18. Juli in Düsseldorf und am 22. Juli in Frankfurt a. M. Diese Amerikaner-Sportler gelten als Lehrveranstaltungen zur Unterhaltung unserer Olympia-Vorbereitung. Die amerikanische Mannschaft ist sehr gut ausgestattet. Für Düsseldorf und Frankfurt wurden vom Deutschen Leichtathletik-Verband zwecks sportlicher Fortbildung folgende Aktive ausgewählt bzw. eingeladen: 100 und 200 m: Heithoff, Hendrix, Küsters, Hoffmanns, Polmer, Steffens, Westhoff, Buthe-Pieper, Boh-Eberfeld. — 400 m: Helmke, Meiner, Bergmann, Nottbrod. — 800 m: Delfeder, Mertens, Müller-Leipzig, Rühle-Stuttgart. — 1500 m: Paul, Bach, Schaumburg, Göhr. — Hochsprung: Bornhöft, Weinköhl, Endres-Würzburg, Böwing, Stegemeyer. — Weitsprung: Wümler, Long, Rapp. — Kugelstoßen: Moelle, Cramer, Berg, Schneider, Gugel. — Diskuswurf: Meier-Hannover, Debus und Frohde-Duisburg, Würfelshöfer-München.

Arthur Jonath startet wieder.

Der frühere deutsche Sprintermeister und Dritter bei den Olympischen Spielen in Los Angeles, Arthur Jonath, wird am Sonntag wieder für seinen alten Verein TuS Bochum bei den weltfälligen Gaumeisterschaften in der 4x100-m-Staffel laufen.

Glanzleistungen im Marathonlauf in Helsingfors.

Helsingfors, 6. Juli.

Aus Helsingfors kommt die Meldung von einer neuen Glanzleistung eines finnischen Läufers. Im Marathonlauf benötigte Suoknuutti die bisher in der Welt bei weitem noch nicht erreichte Zeit von 2:28.17,9, was einen neuen inoffiziellen Weltrekord bedeutet. Eine Anerkennung kommt bei der Verschiedenartigkeit der Strecke bei dieser großen Prüfung nicht in Betracht. Auch im 2000-m-Lauf warteten die Finnen mit guten Leistungen auf. Söderberg siegte in 5:25.1 vor Mattalainen 5:25.6 und Lethinen in der gleichen Zeit. Bei dem gleichen Sportfest warf Matti Tärvinen diesmal den Speer „nur“ 72,61 m weit.

Radrennen in Breslau.

Lohmann schwer gestürzt.

Breslau, 7. Juli.

Bei regnerischem Wetter hatten sich am Freitag nur knapp 3000 Zuschauer zu den Radrennen in Breslau-Grünheide eingefunden. Beim einleitenden 25-km-Dauerrennen tat der Bochumer Lohmann einen gefährlichen Sturz, bei dem er einen Schlüsselbeinbruch und schwere Hautabrisse erlitt. Die Verletzungen machten seine sofortige Überführung in ein Krankenhaus erforderlich. Das Rennen wurde 12 Minuten vor Schluß abgebrochen. Sieger blieb der Breslauer Preuß in 18:46.2 vor Lohmann 20 m zurück, Schindler 80 m, Müller 95 m, Prieto 200 m und Möller 700 m zurück.

Krefeld baut ein neues Theater.

Wenn in der heutigen Zeit eine Stadt den Plan faßt, ein neues Stadttheater zu erbauen, dann verdient dieser Mut Bewunderung, diese Förderung kultureller Belange auf weiteste Sicht allgemeine Anerkennung.

Krefeld ist schon dabei, bei Verdingen eine Rheinbrücke zu erbauen, die demnächst den kürzesten Weg vom Niederrhein und von Holland ins Industriegebiet darbietet wird. Diese Brücke hat ihre Geschichte; es gab eine Zeit, da man in Krefeld von ihr nicht sprechen durfte, da die Stadtverwaltung Klagen wälzte, aber der Presse dringen aus Herz gelegt war, nichts darüber zu schreiben. Damals beherrschte die Angst vor den Nachbarn das Feld. Wenn in schwerer Zeit der Gedanke Tat wurde, dann spricht das für die, die die Sache anders auffassen und die sie anpacken, nachdem sie die Möglichkeit dieser Brücke erkannt hatten.

Wenn die Seidenstadt nun auch noch zu gleicher Zeit den Bau eines neuen Stadttheaters in Angriff nimmt, dann darf man auch draußen, abgesehen davon, daß ein Stadttheaterneubau immer über das Weichbild einer Stadt hinaus Interesse hat, dieser in mannigfacher Hinsicht erfreulichen Tatsache schon ein Wort widmen. Umso mehr, da der geplante Theaterneubau schon eine zwanzigjährige Geschichte hinter sich hat.

Die ersten Köhner sollen mit der architektonischen Ausgestaltung betraut werden. Und in Krefeld streift man sich jetzt noch um die Platzfrage. Der vor 20

Jahren vorgesehene Platz ist an sich noch genau so vorzuziehen wie damals, aber es ist jetzt eine so hübsche Anlage, daß niemand ihn mehr missen oder mit einem Theater bebaut sehen möchte. Als zweite Stelle schlägt man vor, das weniger verkehrsreiche nördliche Ende des Stadtwalls als Theaterbauplatz vorzusehen, ein Plan, der aber auch nicht viele Liebhaber finden dürfte. Das dritte Projekt will den Neubau auf Spröden, einem großen Platz vor der Stadt, errichten. Nach den jetzigen Verhältnissen würde das Theater dann freilich recht abgelegen sein, aber sonst ist die Lage ausgezeichnet. Besonders, wenn man daran denkt, daß hier auf dem Wege zwischen Krefeld und Uerdingen ein neuer Stadtmittelpunkt entstehen könnte und daß ein neues Rathaus, das auch zu den wichtigsten Notwendigkeiten der Seidenstadt gehört, hier ebenfalls seinen besten Platz finden würde.

Jedenfalls, man darf die neuen Männer, die die großen Probleme der Erfüllung entgegenführen, zu ihrem Vorhaben nur beglückwünschen.

Unter der tatkräftigen Leitung des Intendanten Hans Tannert hat das Krefelder Theater in der verflochtenen Spielzeit eine glänzende Entwicklung genommen. Es wurde bis zum 1. Juli von insgesamt 158 051 zahlenden Personen besucht, das sind 31828 mehr als im Jahre zuvor. Ebenso erfreulich ist das finanzielle Ergebnis. Hatte man 1932/33 noch eine Mindereinnahme von 74 283 Mark zu verzeichnen, so erbrachte das abgelaufene Spieljahr eine Mehreinnahme von rund 20 000 Mark.

Eiserne Hochzeit auf einem Erbhof.



In Stöln (Kreis Westhavelland) feierte am Freitag das Altklerpaar Görne das seltene Fest der Eisernen Hochzeit. Die Familie sitzt seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts auf ihrem Erbhof. Unter Bild zeigt drei Generationen mit einem friedlichen Feiertagsbündchen im Hofe ihres Anwesens. Auf der Bank der Altkler August Görne (92 Jahre alt) mit seiner Frau Karoline, das eiserne Hochzeitpaar, rechts der Sohn und jetzige Erbhofbauer (62 Jahre) und im Fenster der Enkel und Jungbauer (29 Jahre alt).

Turnen — Spiel — Sport.

Dortmunder Sommer-Meeting.

Kartellrennen der Dreijährigen.

Dortmund, 7. Juli.

Die Dortmunder Rennen am Sonntag erreichen ihren Höhepunkt mit der Entscheidung des Kartell-Rennens der Dreijährigen über Derbydistanz und bringen weiter als größeres Ereignis das als Ausgleich 11 ausgeglichene Mittelkinder-Rennen. Die Anhänger des Hindernisports müssen diesmal ihre Ansprüche etwas zurückstellen, denn am ersten Tag des Juli-Meetings findet nur ein Rennen zwischen den Flagen statt. Am

Totalisator gibt es insofern eine Neuerung, als jetzt auch Sieg-Doppelwetten über 5 Mk. getätigt werden können.

Im Kurzfürken-Rennen über 1000 m gehen regellose Zweikämpfe an den Start. Die besten Gesamtformen haben Grimbart und Strachur, die auch das Ende unter sich ausmachen sollten. Eine Ueberzahlung irgendeines Debutanten ist natürlich nicht ausgeschlossen.

Im Birkenbaum-Rennen über 1600 m wird man Löffelmann, der am Sonntag in Mülheim leicht gewann, wieder eine erste Chance einräumen müssen, zumal Kenders am Kartellrennen teilnehmen wird. Der alte Hagestolz läuft auf seiner besten Distanz und ist neben dem höchstgewichteten Praßer, sowie Son-

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Die Schwedeneiche

Eine unterhaltsame Geschichte von Hanns Elich Kraus

Wenn die Menschen gar nicht mehr miteinander zu Rande kommen, dann muß allemal der Herrgott ein bißchen Ordnung schaffen. Manchmal spricht er dann zu solchem Zwecke ein Machtwort, das den Menschen gar schrill in die Ohren gellt; zuweilen aber schlichtet er auch, wenn ihn die arge Unzulänglichkeit und die kindliche Starrköpfigkeit der Menschen selbst bestürzt, mit einem unendlich gütigen Vaterschmuzeln. So tat er es mit der Schwedeneiche, die irgendwo in der Flurgemarkung zwischen Polling und Huglfing stand. Diese Eiche hatte eine gewisse Geschichte. Als im Dreißigjährigen Kriege die schwedischen Reiter sengend und brennend im Lande herumzogen, fielen ihnen auch die beiden Bauernhöfe „Zum Walcher“ und „Zum Zach“ als Opfer anheim. Wie die Plünderer aber dann abgezogen waren, kamen aus dem Dickicht der umliegenden Wälder auch der Walcher und der Zach wieder zum Vorschein. Sie standen an der Grenze ihrer Besitztümer beisammen und stellten betrübt fest, daß dem einen von der Habe nur mehr ein am Feldrain vergessener Pflug geblieben war, dem anderen ein Paar ausgehungerte Ochsen, die er vor den Mordbrennern noch schnell hatte wegtreiben können. Da waren die beiden Bauern überein gekommen, daß sie einander helfen wollten, die Äcker gemeinsam zu bestellen; zuerst mit Pflug und Ochsen die Ackerschollen des einen, dann die des anderen auszubringen. So geschah's! Und als die Äcker bestellt, der Same gestreut und aufgegangen war, haben der Walcher und der Zach genau auf die Grenze eine Eiche gepflanzt als sichtbaren Ausdruck der Notverbundenheit.

Diese Notverbundenheit hat durch drei Jahrhunderte gehalten. Hat gehalten, bis die neue Notzeit nach dem großen Kriege alle Werte umformte und gar mancher Bauer dem Geldteufel verfiel. In dieser Zeit der Milliarden- und Billionenzahlen stellte der Walcher fest, daß die dreihundertjährige Eiche einen hübschen Batzen Geld wert sein müsse; jedenfalls viel genug, um einen seiner Waschkörbe voll Papiergeld vollends zu füllen. So stand er eines Morgens mit einer der vielen Hyänen, die damals im Lande herumliefen und sich vom deutschen Volkskörper nährten, an der Eiche, forderte eine unsinnig hohe Summe für sie und erhielt sie auch ohne Bedenken zugesagt. Durch den endgültigen Kauf aber hat der Zach dann einen dicken Strich gemacht. Die Eiche stünde genau auf der Grenze und sie gehöre ihm so gut, wie dem Walcher, sagte er. Davon hat dieser natürlich nichts wissen wollen. Er begann daher einen Prozeß, der sich bei der Kapitalkräftigkeit der beiden Gegner manches Jahr hinzog; er war auch noch nicht abgeschlossen, als in deutschen Landen der Milliardenträum lange schon einer taghellen Ernüchterung gewichen war.

In den Gemeinden Polling und Huglfing hat man über die beiden Bauern nicht schlecht gelacht. Es war aber auch zum Lachen. Jahr um Jahr trugen sie ihr gutes Geld zu Rechtsanwälten, Gerichten und Winkeladvokaten, stritten um den alleinigen Besitz der Eiche, während doch der Geometer längst festgestellt hatte, daß die Grenzlinie mitten durch den Eichenstamm verlief. Da hat es der Herrgott nimmer mit ansehen können, wie sich die beiden gegenseitig ruinierten. Und hat ein feines Fädchen gesponnen, dessen eines Ende der Walcher Evi in den Händen hatte, während drüben beim Zach das andere fest in den Fäusten des 25jährigen Toni ruhte. Weil aber die zwei jungen Menschen vor den Augen der Väter nicht zusammenkommen durften, darum trafen sie sich ganz selbstverständlich an der Schwedeneiche, um die die zwei Bauern in einem weiten Bogen herumgingen.

„Grad ein Mittel wenn ich wüßte, daß ich dich zwei mal an der Oachn (Eiche) z'sammbringet!“ seufzte der Toni an einem lauen Frühlingsabend, als er seine Evi wieder einmal an der Eiche traf. „Grad einfallen sollt' mir was... weißt d': so eine ganze Nacht sollten s' da droben bei einander sitzen müssen wie d' Bruathenna (brütende Hennen) und keiner sollt' runterkönnen... du Ey, ich glaub, die zwei wereten (würden) doch amal handelseins wegen dem Malefizbaum, dem einschichtigten.“

„Dö bringst d' net her, Toni!“ echote die Walcher Evi zurück. „Dö ham Köpf auf so dick, als wia d' Runkelruam (Feldrüben).“

Einmal aber hatte der Toni doch einen guten Gedanken. Und noch am gleichen Abend wurde unter der Schwedeneiche das Komplott geschmiedet, so schön, wie es sich die beiden dickköpfigen Streithähne nicht besser wünschen konnten.

An diesem Abend nahm der Toni bei der abendlichen Fütterung im Stalle geheimnisvoll seinen Vater beiseite und sagte ihm folgendes:

„Gib s' nur grad net her, dö Oachn, Vater!“ spannt der Toni mit allem Vorbedacht seinen Vater auf die Folter. „Laß nur net luck (nach) mit dem Prozessieren! Dö Oachn muß her und wenn mir d' Grenzstoa a bißl zum Walcher nüber-rücken müßten.“

„Jegt red doch amal! Was is's denn mit der Oachn?“

„Unser Herr Pfarrer hat ein ganz altes Büchl. In dem steht, daß die Schweden bei unserer Oachn einen riesig großen Schatz vergraben haben. Und wer in einer Samstagsnacht auf dö Oachn aufsteigt und bis zum Sonnenaufgang droben sitzt, der siegt den Schatz... und daß d' es gleich weißt: in der nächsten Samstagsnacht steig ich nauf und bleib droben, bis d' Sonn hinter der Benediktenwand rausspigt.“



Mit vollen Segeln

„A Schatz sagst d'? Und ein riesig großer a no? Der muß her, Toni, und wenn ich da droben sitzen bleiben müßt, bis mir Schwammerl an d' Zehen wachsen.“

Damit war beim Zach die Sache im Lot.

Um die gleiche Stunde und ebenfalls im Stalle fand beim Walcher drüben auch eine bedeutsame Unterredung statt. Da pirschte sich die Evi an ihren Vater heran und sagte zu ihm:

„Mir hat heut Nacht was träumt, Vater.“

„Dös werd schon der richtige Traum g'wesen sein... hat dir höchstens von einem Hochzeitsträum.“

„Na, Vater! Mir hat von unserer Oachn träumt.“

„Wia sagst d'? Von unserer Oachn hat dir träumt? Was hat dir denn nachher träumt von der Oachn?“ fragt der Walcher.

„Also nachher: vor a dreihundert Jahr sind bei uns dö Schweden g'wesen. Und wie s' wieder furt haben müssen, sollen s' bei unserer Oachn an riesig großen Schatz vergraben haben. Jegt lach aber net, Vater! Wer in einer Samstagsnacht auf dö Oachn aufsteigt und droben bleibt, bis d' Sonn wieder aufgeht, der siegt den Schatz und kann darnach graben und is ein reicher Mann.“

„Und dös hat dir träumt?“

„Dös hat mir träumt... und i probier's: ich steig in der Samstagsnacht nauf.“

Eine Weile war es zwischen den beiden still. Dann meint der Walcher:

„Dös is nix für dich, Evi! Du bleibst dahoam, sag ich! Überhaupt is dö ein richtiger Blödsinn... in der Nacht auf a Oachn aufsteigen, dö auf der Grenz steht... dö heißt man unsern Herrgott versuchen...“

Mit diesem Ausgang der Unterredung war die Walcher Evi nun durchaus nicht zufrieden. Aber es kam der Samstag und es kam auch die Samstagsnacht. Als es schon stark schummerig wurde, schlich der Walcher mit einer kleinen Leiter auf dem Rücken auf die Eiche zu. Hastig lehnte er sie an den Baum. Als er die unteren Äste erfassen konnte, schwang er sich behende hinauf und war bald im Ästegewirr verschwunden.

Grad war er daran, sich für die Nacht ein bißchen häuslich einzurichten, da kam „von drüben“ der Zach angestiegen. Auch mit einer Leiter, die er ebenfalls an den dicken Stamm lehnte.

„Was will denn jegt der Hallodri?“ fragte sich der Walcher. „Und a Leiter hat er auch... ja, wia werd mir denn da? Der steigt ja pfeilgrad a da rauf auf dö Oachn... jegt wenn doch glei fünf grad weret (würde)... wenn der noch a bißl weitersteigt, nachher siegt er mich.“

Natürlich stieg auch der Zach hoch hinauf. Wie er dann oben war, hat er gemerkt, daß da schon einer ihm gegenüber sitzt. Er beugt sich also etwas

„A was! Wer weiß, wer dö Leitern hat stehn lassen! Geh her: dö schmeiß ich einfach um!“ sagt der Toni und wirft die Leitern vom Stamme weg. „Jegt werd's recht!“ denkt sich der Walcher. „Jegt kann ich gleich überhaupt nimmer nunter von dem Malefizbaum.“

Der Zach aber nimmt sich vor, dem Toni gleich morgen früh ein paar hinter die Ohren zu langen. Wegen der Leiter natürlich! Aber die beiden Bauern fielen noch viel höher aus den Wolken. Da unten am Stamm ging jegt ein Scharmuzzieren los, das zu deutlich bewies, daß sich die lange Feindschaft zwischen den beiden Höfen wirklich nur auf die Alten beschränkte.

„Siegst d', Everl, dö saudumme Oachn hau ich gleich am Tag nach unserer Hochzeit um. Dö gibt allerhand Holz. Da kriegen wir amal a Wiegen und a schöns Kinderbettstadl (Bettsstelle) und aus dem stärksten Aust laß ich an wunchtinge Opferstock für d' Kirchen schnitzen... wenn dei' Vater net a so a „Broatling“ wär' und mei' Vater net an solchen Dickschädel aufhätt, nachher wär' dö alles net.“

„Dir gib i glei an „Broatling“!“ rumpelt es dem Walcher heraus.

„Hat jegt da net einer g'redt. Toni?“ fragt die Evi verschmüht.

„A wo! Du hast dich bloß täuscht, Evi! Dös is der Märzwind, der heut so bacherlwarm geht“, erwidert der Toni scheinheilig. „Friert dich vielleicht?“

„Mi? Na, koan bisserl net, Toni!“

Es wird 10 Uhr und es wird 11 Uhr. Die beiden unten am Stamm haben sich immer noch Liebes und Schönes zu sagen, wobei ab und zu auch einmal für die dickköpfigen Väter auf den Ästen droben etwas abfällt. Gar nicht fertig werden sie. Dem Walcher und dem Zach ist längst klar geworden, daß sie das Opfer eines abgefeimten Komplotts geworden sind, das die beiden da drunten zusammen geschmiedet haben. Sie hätten sich zu gerne aus diesem Schlamassel gezogen, wenn nur die zwei endlich einmal heim gegangen wären. Dann könnten sie sich ohne Zeugen miteinander vereinbaren. Der kalte Märzwind hat dazu den Boden schon gründlich bereitet. Aber die zwei Verliebten gehen einfach nicht. Eine Überlegung besonders gab der Halsstarrigkeit der beiden Bauern den Rest: wenn ein Mensch erführe, daß sie beide die ganze Nacht da auf der Eiche hockten, um einen Schatz zu sehen, dann würde man im Kirchspiel und noch weit darüber hinaus jahrelang lachen. Soweit darf es nicht kommen; lieber nachgeben auf der ganzen Linie. Und so wisperst der Zach plötzlich um den Stamm herum:

„Wie is's, Walcher? Machen wir an Fried? Sonst kommen wir zwei heut nacht nimmer von der Oachn runter... da drunten können mir zwei alleweil nix mehr tun, als Ja und Amen zu sagen... dö siegst d' schon selber.“

„Tu dei' Hand her, Zach! Mir is's recht! Ich hab dö G'schicht mit der Oachn so schon lang gnua.“

Und so finden sich nach langer Feindschaft um den Eichenstamm herum zwei derbe Bauernhände, die so wahr, so treu und so ehrlich versprechen und halten können.

„Steign mir jegt nunter?“ fragt der Zach.

„Ja, steign mir nunter!“ antwortet der Walcher.

„Jegt kommen s'“, sagt der Toni. „Jegt san s' dasi (nachgiebig) worden.“

Aus den Ästen raschelt es herunter. Aber der Toni und die Evi tun, als hörten sie es nicht. Dabei geben sich die zwei Bauern gar keine Mühe mehr, ihre Anwesenheit auf der Eiche zu verbergen. Schließlich aber sind sie auf den untersten Ästen angekommen und brauchen nun die Leitern, wenn sie zu Boden wollen.

„Geh, Toni, tu mir mei' Leiter her!“ schreit der Zach herunter.

Da schaut der Toni ganz erstaunt hinauf und sagt:

„Ja, Vater, bist denn du auf der Oachn droben? Wia kimmst denn du da nauf?“

„Red net so dumm daher, Ladirl, z'samm-zupft! Dein Schatz hab ich halt g'sucht und ich hab a oan g'funden — mein Freund, an Walcher... und jegt schau, daß d' mei' Leiter zu—awabringst!“

„Ja, Vater, bist denn du da droben?“ fragt die Evi nicht weniger scheinheilig.

„Dös siegst d', Deandl! Ich hab ja den Schatz g'sucht, von dem dir träumt hat, da Lausdeandl, du ganz abdrahts (abgefeimtes)... tut's no bloß kein'm Menschen was pfeifen, daß mir zwei alten Hallodri dö halbe Nacht da heroben g'hockt sind... am Montag werd dö Malefizoaachn g'schlagen und von mir aus könnt's ös zw a lauter Kinderbettstadl draus machen lassen... und jegt tu mir mei' Leiter her, Evi... mich friert wie an Zaunkini im Januar.“

Und, wie der Toni gesagt, so ist es auch geworden. Die Eiche gab eine Menge Holz. Aus dem stärksten Ast wurde von einem Schnitzer ein Opferstock hergestellt. In diesen Opferstock haben der Walcher und der Zach den ganzen Betrag gelegt, der nach Abzug der Bretter für die Wiege und das Bettstadl als Erlös beim Verkauf der Eiche herauskam. Und dieser Erlös war nicht grade klein.

DAS



Schulz-Kampfhenkel

Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1935 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

II. In „interessanter“ Gesellschaft.

Also, um es kurz zu machen, der „Campidano“ war ein ziemlich verkommenes Stück von einem Frachtdampfer. Hinten am Heck wurde ich von einem Mann mit rauhen Worten in die Tiefe des Schiffsbauges verwiesen, wo ich im flackernden Licht einer von der Decke baumelnden Petroleumlampe zahlreich eiserne Bettgestelle dreifach übereinander in einem überfüllten Raum erblickte, der das Innere des ganzen Hinterschiffes bildete. Das war der Schlafsaal 3. Klasse. Alles, was es darin gab, war aus Eisen, und überall sah ich dicke Rost darauf. Außerdem waren noch Matratzen von Sackleinwand und Seegras auf den Lagerstätten, aber man sah eigentlich mehr von dem Seegras als von der Sackleinwand. Weit und breit waren keine Anzeichen von weiteren Passagieren zu bemerken.

Ich war über diese Eindrücke gar nicht entsetzt, sondern fand alles sehr interessant und romantisch und richtete mich im Parterre des besterhaltenen Lagergestells bequem ein. Nachher ging ich an Deck, wo mir zwischen allerlei Tafelberge und Dampfwinden im Halbdunkel plötzlich ein Individuum gegen den Bauch lief, das sich als der einzige weitere Passagier und als männlichen Geschlechts entpuppte. Er sah wenig vertrauenswürdig aus und sprach französisch, doch wurde die Verständigung durch absolute Unverständlichkeit meines Reisegefährten fast behindert, was zu ertragen war, da er ziemlich tüchtiges Zeug rebete und überhaupt oben nicht ganz in Ordnung zu sein schien. Diese Entdeckung war mir höchst unbehaglich, da ich ja immerhin mit dem Kerl allein in einem Raum schlafen mußte.

Um Mitternacht lichtete der „Campidano“ die Anker und zog in großem Bogen um den gewaltigen Bergfloh des Monte Pellegrino, zunächst Kurs Südwesten nach dem sizilianischen Hafen Mazzara. Und hier beginnt eigentlich erst die Episode, berentwegen ich das ganze Campidano-Palaver angefangen habe zu erzählen.

Seit dem frühen Morgen (den ich, wie auch die Nacht, trotz meinem unheimlichen Reisefumpanen, bärenmäßig fest verschlafen hatte) lagen wir am nächsten Tag auf der Reede von Mazzara. Es war Mittag geworden, und ich wartete schon ungeduldig darauf, daß der Pendelverkehr der Boote zwischen Dampfer und Hafen aufhören würde, als ich plötzlich drüben am Kai eine große Menschenansammlung bemerkte. Gleich darauf lösten sich von jener Stelle mehrere dicht besetzte Motorboote und näherten sich in schneller Fahrt unserem Dampfer. Nach kurzer Zeit konnte man zwischen der dichtgedrängten Besatzung das Blicken von Polizeiuniformen erkennen, und als die Barrikade sich an die Gangway legte, ging mir ein Licht auf, weshalb der Dolmetscher in Palermo meiner Vagabundengestalt solch einen schrägen Blick und so ein malitioses Grinsen gewidmet hatte.

Was da nämlich jetzt aus den Motorbooten an Bord gestiegen kam, war eine endlose Kette von zerlumpten und finstern dreinschauenden Männern, und jeder war mit schweren Handschellen gefesselt und durch eine meterlange Eisenkette mit seinem Vordermann verbunden. Außerdem wimmelte es von Carabinieri mit Militärgewehren und Pistolen. Ich war also zwischen einen richtiggehenden Gefangenentransport geraten, und daß man die Brüder nicht wegen nächtlichen Singens oder melnietwegen Taschendiebstahls abholte, dafür wäre ich in Betracht ihrer Gesichter jede Wette eingegangen. Aber es war immerhin eine interessante Gesellschaft. Ueber Tag standen die Gefangenen in kleinen Gruppen an Bord, je zwei von einem Polizisten bewacht. Ich plätschte mit der Kamera verstoßen dazwischen umher, wobei ich mich mit den Wächtern anfreundete und herausbekam, daß das zum Teil Angehörige der Mafia wären, zum Teil politische Mörder, Attentäter und ähnliche Faktutäten. Als ich abends in den Schlafsaal hinabtauchte, war die ganze Bande bereits zu Bett gebracht worden, das heißt, man hatte ihnen eine Hand freigegeben und sie an der anderen mit der Kette an dem Bettposten angeschlossen.

Das war eine Sennerie, von der ich bisher geglaubt hatte, daß es so etwas nur in Büchern gäbe, und der Döbel soll mich in persona holen, wenn hier auch nur eine Silbe zugehörig ist. Das unheimliche Licht der Petroleumlampe machte die ganze Sache noch unheimlicher. Die Kerls sahen vermutlich auch im normalen Leben nicht wie Salonliden aus. Wie sie aber da unzufrieden und ungepflegt auf ihren Matratzen lagen, mit der einen Hand an das Bettgestell geklammert und die neugierigen starren Blicke auf mich aufwühlenden Fremdkörper von Zwischenpassagier gerichtet, — verdammt nochmal, da war das im ersten Augenblick doch eine gruselige Angelegenheit.

Ich machte mir in meiner Parterrewohnung mein Nachtlager zurecht, was von rechts und links und von schräg oben mit großem Interesse beobachtet wurde. Dabei fand ich, daß ich in meiner Vagabundentracht nicht so hilflos in dieser Umgebung wirken könne, und meine angelegten Bettdeckbarn schienen diesen Eindruck auch zu haben, denn sie blickten sich mit mir an, soweit das bei meinem Italienisch möglich war, und wir gesehnen uns bald gegenseitig ausgezeichnet. Schließlich schlief ich dann ein und verbrachte die Nacht so friedlich, als läge ich in meiner Kasse daheim und nicht im Schlafsaal 3. Klasse eines verdrehten italienischen Mittelmeerfrachters inmitten angelegelter Schwerverbrecher und eines absonderlichen Tongemisches von Kettenklirren, Schnarchen und Maschinengestamp.

Wie wenig mich die galeerenmäßige Umgebung dieser Nacht im Schlaf gestört hatte, konnte ich zu meinem heftigen Erstaunen am nächsten Morgen feststellen, als ich mich beim Erwachen munterseelenallein im Schlafsaal

vorfand, während die Morgen Sonne schon ihre Strahlen durch das Bullauge schickte. Der „Campidano“ war im Morgengrauen vor der italienischen Strafsinsel Pantelleria angekommen, und da hatte ich doch wahrhaftig den ganzen eisenfesselnden Aufbruch meiner nächtlichen Weggenossen einfach verschlafen! ...

Jagd auf Eidechsen und Schildkröten.

Eine Woche später sah ich bereits in Gabes, jener wunderschönen nordafrikanischen Oase am Strand der kleinen Syrte. Hier geschah es dann, daß der abenteuerliche Freiburger Scholar wieder anfang, Zoologiestudent zu werden, als er nämlich auf einem Spaziergang im Palmenwald überall bunte Eidechsen an den Lehmmauern der Oasengärten hüpfen sah, und als ihm eines Abends sein neugeborener Bon Mohammed ein richtiggehendes fugeiläufiges Chamäleon brachte, mit der Versicherung, er könne noch viel mehr davon besorgen.

Ich hatte ja nun eigentlich die Absicht gehabt, nach einer Rundreise durch Südunten hinüber ins Nachbarland Algerien zu bummeln und mir dort die Gegend zu beschauen. Jetzt verblaßten aber plötzlich die Pläne vom Umherzigeunern hinter dem wiederaufladernden, ganz in den Vordergrund tretenden Interesse für die Tierwelt dieses fremdartigen Landes, dessen orientalisches buntes Gepräge und Volksleben meine Aufmerksamkeit bisher allein ausgefüllt hatte.

Ich griff mir also am nächsten Morgen in den Straßen des winzigen Oasestädtchens ein paar herumgerende Araberbengel, verpackte ihnen 5 Sous pro Kreatur und zog mit dieser zerlumpten Gefolgschaft in den

Gemütliche
Abendstunde

Palmenwald, um die Ergiebigkeit der Jagdgründe zu erkunden. Nach einer Stunde gab es in unseren Schachteln und Leinwandbäcken eine Menge bunter Eidechsen in drei verschiedenen Arten, eine Schlange und ein paar Sumpfschildkröten. Das schmeckte aber war, daß ich all diese Tiere, die ich ja zum Teil schon in meinen Terrarien zu Haus gepflegt hatte, nun in ihrer heimatischen Umgebung belauschen konnte. Ich schrieb daher die ganze Algeriereise in den Mond und nistete mich im französischen Gasthof „Regina“ zu Gabes für die nächste Zeit ein, gegen eine Pension von 5 Maro pro Tag.

Von jetzt ab sah jeden Morgen auf den Stufen der Herberge mein selbstbestodeter Berberboy Mohammed und wartete, daß sein Konseiler ihn ins Zimmer rufe, wo er allerlei Beutel und die Angel mit der Pferdehaarschlinge (für die gebantenförmige Wüstenwidde Acantodactylus am Rand der Oase) bereitlegte. Vor- und nachmittags gingen wir nun auf Reptilienjagd. Im Hof meines Gasthofs richtete ich aus leeren Kisten und Drahtgaze Käfige ein, meine Tierfangstation, wie ich das stolz nannte. Bald sprach es sich herum, daß der neue Fremde für Tiere Geld bezahle, und es erschienen abends immer Männer mit Blechbüchsen und Säcken in der Hand und brachten allerlei Getier angeliefert. Die Tierfangstation wurde größer und größer und ich hatte eine Riesensammlung daran. Im Chamäleonförmig beobachtete ich blutige Kämpfe, was ich in Deutschland bei gefangenen nie gesehen hatte; die Eidechsen strakten in ganz anderen Farben als je unter meiner elektrischen Sonne; halbe Tage verbrachte ich auf der Lauer am binsenbestandenen Wassergraben, wo die Sumpfschildkröten bisweilen jagten, — kurz, aus meinem Vagabundenbummel wurde eine richtige kleine zoologische Studien- und Sammelreise, — ohne daß das im Anfang eigentlich als einziger Hauptzweck beabsichtigt gewesen wäre. —

Abenteuer in der Sahara.

Nach einiger Zeit zimmerte ich eines schönen Tages 2 Kisten als sachgemäße Transportkiste zurecht, verpackte das lebende Getier und ließ den ganzen Kram von Mohammed und seinen Genossen auf den Bahnhof bringen. Es ging jetzt nämlich mit der Westbahn hinein ins Innere des Landes, zu den großen Oasen der Nordafrika, Gafsa, Tozeur und Nefta, von deren Schönheit man mir Sagenhaftes berichtet hatte, und wo ich die Nordafrika-reptilien zu erbeuten hoffte, die mir in Gabes noch nicht begegnet waren. —

An den Bahnstationen dieser Oasestädtchen pflegten sich für gewöhnlich allerlei halbwegsige Prophetenöhne umherzutreiben, die ankommenden Fremden das Gepäck tragen wollen, sich als Führer anbieten oder unter verheißungsvollem Geflüster ihre Kenntnis besonders bejuchenswerter Dertlichkeiten gegen Baßfisch an den Mann zu bringen suchten. Solche Kerle hatten mir in Gabes und Gafsa bequemt und billig zu Quartier verholfen. Ich machte es also auch in Tozeur so und griff gleich beim Aussteigen einen Berberjungen auf, der mich zum billigsten Hotel führen sollte. Aber das wurde diesmal ein schöner Reifall: In Tozeur gab es nämlich nur 3 sehr kleine Hotels, deren Preise dem (sehr spärlichen) amerikanischen Touristenverkehr angemessen waren; also für mich Vagabunden eine ganz hoffnungslose Angelegenheit.

Während ich trübselig mit meinen Tierkisten, dem Rucksack und Dei (so hieß mein Führer) auf einer Lehmbank am Rande des Palmengartens saß, meinte Dei plötzlich, eben sei ihm noch eine Möglichkeit, mich unterzubringen, eingefallen. Den Vorschlag, den er dann machte, kann man hier gar nicht laut erzählen, zumal ich nämlich auf ihn einging. Aber was, bei allen Geistern der Sahara, blieb mir übrig, wenn ich hier die zoologischen Studien fortsetzen wollte? Wir gingen also zu jenem bewußten Haus und verhandelten mit Madame, der französischen Wirkin, die mir ein freies Zimmer für 1,50 M pro Tag abgab.

Als ich drinnen meine Sachen auspackte, versuchte ich mir einmal vorzustellen, was man zu Haus wohl sagen würde, wenn man eine Ahnung von derartigen Einzel-

heiten meines Saharabummels hätte. Erst die Nacht unter Schwerverbrechern im Zwischenstadium eines Stroh-dampfers, dann dieses gänzlich unbürgerliche Nachtquartier in Tozeur (von allerlei anderen Geschichten abgesehen, über die hier nicht berichtet wurde) — und dabei hatte man noch bis vor kurzem geglaubt, der Nilus reise in gestitteter Gesellschaft durch Oberitalien!

Inzwischen war man allerdings unterrichtet worden, daß aus Oberitalien Afrika geworden war, denn ich hatte aus Tunis eine Triumphhochzeit ob der gelungenen Kriegsluft losgelassen. Aber die Gesichter hätte ich schon sehen mögen, wenn man daheim mancher Situation ansichtig geworden wäre!

Die erste Nacht in der schönsten Oase der Sahara schlief ich übrigens schlecht genug. Ich hatte mich eben noch nicht an die allnächtlichen Geräusche meines neuen Heims gewöhnt, die im wesentlichen aus Gläserklirren, Grammophonmusik, heilem Lachen und rauhen Männerworten bestanden. —

Am nächsten Morgen bekam ich gleich einen Riesenschreck. Bevor ich in die Oase ging, hatte ich die Tierkisten in die Morgen Sonne gestellt, und zwar auf das niedrige Stalldach des Nachbargebäudes, damit möglichst keine Unbefugten darangehen sollten. Diese Unbefugten gingen nun aber gerade daran, denn als ich nach einer Stunde zurückkam, waren die Kisten verschwunden. Ich bekam einen gewaltigen Schreck, holte meine Madame heraus und einen eingeborenen Polizisten, der gerade zu Besuch war, und machte ein Lamento, das sich hören lassen konnte. Dann kletterte ich mit dem Oasenschupo auf das Nachbardach, und jetzt ging das Theater erst richtig los. Im Hof standen nämlich die Wächter, braune Wüstenjöhne in wallenden Burnussen, die mit ihren Händen zusammen aus fürchterlich beschimpften. Mein Polizist schimpfte ebenso fürchterlich zurück, ich desgleichen, und schließlich brachten uns die Kerls die Kisten heraus, die sie aus lauter Neugierde vom Dach heruntergeholt hatten. Natürlich war das Drahtgaze an einer Seite abgerissen und die Hälfte der mühsam gefangenen Eidechsen entflohen. Ich hatte eine unbändige Wut, die sich noch in einem wilden Handgemenge ausgewirkt hätte, wären nicht Madame und der Oasenpolizist vermittelnd dazwischengeschritten.

Das waren so die ersten Sorgen des angehenden Tierfangreisenden. Genau genommen hatten sie ja schon in Gabes begonnen, wo zuerst die Chamäleons auf rätselhafteste Weise aus ihrem Käfig verschwanden, bis ich durch einen Trick dahinterkam, daß ich abends von frem-

den Männern immer wieder meine eigenen Chamäleons kaufte, die so ein Stroh von Araberbengel mittags im Hotelgarten aus dem Käfig geflogen kam. —

In Tozeur blieb ich erst einmal eine Weile. Tagsüber durchstreifte ich die Palmengärten der Oase, fing allerlei Eidechsen, Schlangen und Kröten, die in meiner Sammlung noch fehlten und belauschte die Tierwelt. Ich baute oft in dem Quellteich der Oasengärten, aus dessen flachem Grund das Wasser in geheimnisvoller Weise hervorkam. Es sah so aus, als wühle ein Tier dort unter dem Schlamm und dem feinen Sand, den das Quellwasser, in unregelmäßigen Atemzügen hervorstößend aufwirbelte. Das flache Wasser war fast lauwarm wie ein warmes Bad und bedeutete kaum eine Erfrischung.

Einmal hatte ich hier Gesellschaft beim Baden. Eine Schlange, von der ungefährlichen Sippe der Wassernattern, schwamm in graziösen Windungen an der Spiegelglatten schwarzen Oberfläche dahin, nur den Kopf etwas hervorstreckend. Ich machte mir einen Spaß daraus, sie wie ein Indianer im Wasser heimlich zu verfolgen, indem ich bis an die Augen untertauchte und so leise wie möglich hinterherglitt. Kreuz und quer zog das Tier durch das kleine Gewässer, dann wieder ein Stück am zugewachsenen Ufer unter überhängenden Palmenwedeln dahin, anscheinend auf der Froschjagd. Von Zeit zu Zeit verschwand sie plötzlich, ich stoppte dann und lag ganz still, bis der kleine Kopf wieder auftauchte. Dann kam sie einmal dicht neben mir wieder hoch. Ich bewegte mich etwas hastig und wie ein Spuk war sie weg und ließ sich nicht mehr blicken. —

O ja, das war schon eine schöne Zeit, als ich das Getier dieser Saharaoasen studierte und einsam. Und sooft ich unter den Palmen am Quellteich auf dem Rücken lag und dächte, ging mir immer wieder der Gedanke durch den Kopf, wieviel schöner es noch sein müßte, einmal in weniger erforschter, viel fernerer Wildnis eine richtige große Expedition durchzuführen. ...

Nachdem ich in Tozeur schließlich einen dritten Kistenkäfig mit Tieren gefüllt hatte, nachdem ich mit einem Wüstenauto einen Absteher nach der nächsten Oase Nefta, einen weiteren per Maulesel zum sagenumwobenen Salzsumpfi Schott el Dscherid gemacht, mich mit der Zeit an die Nachtgeräusche meiner zweifelhaften Herberge gewöhnt und auf dem Markt bisweilen gebadene Heuschrecken zum Mittag verpeißt hatte, und nachdem noch noch mancherlei andere Erlebnisse glücklich überstanden waren, machte ich mich eines Tages auf die Heimreise.

Als ich da nach beinahe halbtägiger Eisenbahnfahrt durch die Wüste spät abends umsteigen mußte, in den Hauptzug quer durch das Land nach Tunis, forderte ich im Abteil meine hünenartige mit hochgezogenen Beinen auf den Bänken hockenden eingeborenen Reisegefährten mit feldherrnmäßiger Geste auf, ihre Bündel aus dem Gepäcknetz zu nehmen. Sie taten das mit erstaunlicher Promptheit, starrten mich aber völlig fassungslos an, als ich jetzt oben meine Decke ausbreitete, mit einem Schwung hinaufturnte und es mir zum Schlafen bequem machte. So etwas hatten sie, bei Allah und den Propheten, doch noch nicht erlebt. Ich ließ mich durch ihren lebhaften Meinungsaustausch über diese unglaubliche Sache wenig stören, sondern schlief ausgeglichen und kam frisch und munter am nächsten Morgen in Tunis an. —

Am Nachmittag bestieg ich das wöchentliche Motor-schiff nach Palermo, und fünf Tage später sollte ich mit dem Münchener Nachtischellzug und drei Kisten voll Getier an Bord in die Halle des Anhalter Bahnhofes in Berlin.

Als ich dann bei der Tierhandlung meine Reptilienkisten auspackte, kam es zu dem schon zitierten Ausspruch des Chefs dieser Firma, daß man sich an einer späteren zoologischen Tropenreise möglicherweise finanziell beteiligen möge. Das war nun Del auf den schon heftig glimmenden Brand meiner nächsten Zukunftspläne. Mein Gedanke, noch als Student auf eine große, ernsthafte Forschungsreise zu gehen, der mir unter den Dattelpalmen von Tozeur als Wunschtraum erschienen war, rühte da plötzlich in den Bereich des Möglichen und nistete sich in den nächsten Wochen und Monaten so fest ein, daß ich in aller freien Zeit nur noch über Atlanten und Büchern sah und über das Expeditionsprojekt nachgrübelte.

Bei solchen Grübeleien und Atlantenreisen blieb es aber nicht. Es wurde vielmehr mancherlei in dieser Richtung unternommen, — mit dem Ergebnis, daß ich anderthalb Jahre später, am 6. Dezember 1931, tatsächlich auf dem Lehrter Bahnhof von Verwandten, Freunden und Reportern Abschied nahm, um nach Hamburg abzufahren, wo im Bau des Moermanndampfers „Jonia“ meine Koffer voll Tropenkleidung, Jagdgewehre, Fismgeräte und anderem afrikanischen Gepäckzeug lagen, mit denen ich am nächsten Tage nach Monrovia, Liberia, Westcoast of Africa, in See gehen sollte.

Was sich aber in der Zwischenzeit, bis zu diesem heftigen Aufbruch meiner großen Fahrt noch in Berlin begab, das ist so ungefähr ein kleiner Roman für sich. ...

Eine afrikanische Expedition entsteht.

Vier Monate waren seit meiner Heimkehr aus der Sahara vergangen. Ich hatte das Sommersemester in Freiburg verbracht und war nun, während der Ferien, wieder häufiger Gast bei der Tierfirma. Bei einem solchen Besuch ließ ich durchblicken, daß ich im nächsten Frühjahr sicher auf eine neue große Reise ginge, die ich gern mit ihr zusammen organisieren würde.

Zu der Zeit ging es nun dem Tierhandel noch leidlich gut, so daß sich über solch ein Projekt schon reden ließ. (Fortsetzung folgt)

Ein Mann geht über das Moor

Von Konrad Beste

Das Moor ist weit und wenig gewellt, es sieht aus wie andere Wiesen und Weiden auch; gerätst du aber um einen Schritt zur Seite des Pfades, so finst du in saugenden Boden, unwillig schulperts unter den vorwühenden Füßen und du ahnst die schlummernde, tödliche Feindschaft neben dem kleinen festen Wege.

Das Moor hat steile Finger geredet zum Himmel, stille Nachgänger, die von weitem sich immer verwandeln in graue Röhre oder in grabende Frauen; du staunst; wie oft die Wachholderbüsche die Maste wechself, während du dich ihnen näherst und noch, wenn du ganz nah bist, kann es geschehen, daß du vermeinst, es stünde einer der alten schmückenden Bauern da, welche mit anderen Gewohnheiten der Jugend das Sprechen abgelegt haben, um sich mit einem Lächeln zu bescheiden, das ganz ist wie diese Landschaft: weit und wenig gewellt und vieles verschweigend und etwas küßlich dazu... Trittst du aber heran, so war es doch nur ein Nachgängerstrauch, was du da sahst auf dem Moor.

Das Moor hat sein schweigendes Antlitz mit dunklen Wassern geneht, mit toten Flußarmen bisweilen, mit geraden Gräben, die verschlammte sind, gebrochene Augen find's unter dem witterstern hängenden Himmel der Heide.

Das Moor ist still und geduldig, und wenn du auf dem Pfade verbleibst, so ist es ganz wie andere Wiesen und Weiden auch — aber wer wird auch den Pfad verlassen, der so weich ist und sichtbar und gut für die Füße.

Es war Sonntagnachmittag und ein Mann ging über das Moor. Er war sonntäglich gekleidet, er hatte einen neuen, billigen blauen Anzug am Leibe, eine blaue Schirmmütze auf dem Kopf, er trug ein richtiges Oberhemd mit Kragen und Manschetten und an den Füßen neue, große Rindlederstiefel, die manchmal knarzen beim Gehen. Er ging ziemlich schnell, als ob er ein Ziel zur rechten Zeit erreichen wollte, als ob er aber an eine Stelle kam, wo ein breiterer Feldweg seinen Pfad kreuzte, da blieb er stehen und schien ungeschlüssig, wie er nun weiter gehen sollte. Vielleicht war er es doch satt, sich wiegen zu lassen von der Federung des schmalen Moorpfades und dieser breitere Weg führte gewiß aus dem schweigenden Moor hinaus in ein Gelände, wo Menschen auf festem Boden wuchsen. Genau schien es der Mann nicht zu wissen, er blickte forschend auf den verwitterten Wegweiser, der mit zwei Schildern nach den beiden Richtungen des Fahrweges wies. Der eine Weiserarm war noch leidlich gerade und auch seine Inschrift konnte der Mann entziffern, aber der andere Arm war vermorscht und hing kläglich herab, wie der verschmetterte Flügel einer Krähe.

Der Mann hätte ja nun, ungeschlüssig wie er war, getrost dem heilen Arm mit der guten Inschrift folgen können, aber dessen prozige Gewissheit schien ihn nicht sonderlich zu loden. Er zog sein Taschenmesser hervor und fragte an dem vermorschten und mit Flechte überwucherten niederhängenden Flügel zart und vorsichtig herum, so daß zu dem einen sichtbaren „a“, das zu Anfang schon da gestanden hatte, noch andere Buchstaben hinzutamen. Schließlich hatte er soviel zusammen, daß mit etlichen Zwischenräumen das Wortgebilde „Lina“ da stand — mehr war nicht herauszubringen.

Der Mann lachte und sprach dieses „Lina“ vor sich hin, es schien ihm zu gefallen. Seine Zähne waren gut erhalten und ziemlich weiß, das zeigte sich, als er lachte. Auch sonst war er nicht übel beisammen: biegsam und schlank

von Wuchs, gut durchgearbeitet wie es schien, eher klein als groß.

„Lina...“ sagte er noch einmal und jetzt war sein Gesicht beinahe jung, obwohl er sicherlich an vierzig Jahre auf dem Rücken hatte. Gewiß, sein Haar war an den Schläfen grau und er hatte auch viele Falten, wogerechte auf der Stirn und, was schlimmer war, senkrechte auf den Wangen. Aber jetzt war er jung und ungebeugt, er wirkte seinen Stock und pfiff vor Vergnügen, er nickte: „Gehen wir nach Lina...“ sollte das wohl heißen. Er wandte sich nun auch nach der Richtung des herniedergemorschten Weisers.



Westerland auf Sylt
Ragimund Reimesch

Als er schon ein paar Schritte gegangen war, drehte er noch einmal um, wie wenn ihm ein plötzlicher Einsall gekommen wäre. Denn er ging hastiger als eben noch, da er nach gefällter Entscheidung für „Lina“ ganz behaglich zu schlendern begonnen hatte. Am Wegweiserpfahl angelangt, griff er sogleich nach dem kläglich hängenden Arm und richtete ihn auf, so daß es in der morschen Fuge von Pfahl und Weiser trachte, und da hatte er unversehens den ganzen Arm in der Hand. Er trug nun mit dem Weiser die Fuge sauber aus, schnitt und meißelte das morsche Weiserende gerade, preßte den Arm aufs neue in die Fuge und klemmte ihn mit einigen Holzstücken fest. So stand er stolz und waagrecht weißend wieder da, und als der Mann auf dem Weitermarsch in der Richtung nach „Lina“ sich noch einmal umblühte, da lachte er und winkte zufrieden nach seinem Werte zurück.

Er kam auf dem breiten Wege halb in wildes, hüfendes Heidefeld, er kam an Weiden vorbei, die unlängst dem Debland abgerungen waren und deren dünnes, un-

lustiges Grün es mehr mit der verdrängten Mutter Heide hielt als mit dem Rugen der Menschen und ihrer bunt-schädigen Röhre, er kam durch mannshöhe Föhren und nun hörte er schon, vom leisen Winde getragen, die Musik von Posaunen und Geigen, die ihm die Nähe eines Dorfes verriet. Als er dann aus den Föhren heraustrat, sah er vom Dorf schon ein paar rote Dächer herausragen aus dunklen Eichenhainen. Da war auch ein Wegweiser aufgestellt, der nach dem nahen Ort hinwies, und auf ihm stand deutlich zu lesen „Kleinbahl“. Der Mann ging nun geradewegs in das Dorf, dessen Namen er beinahe enttäuscht vor sich hin flüsterte, nachdem er ihn in einer so liebenswerten Verkrümmung zuvor schier zärtlich empfangen hatte. Er ging den Klängen der Musik nach, und so kam er an einen großen Bauernhof, der schräg zur Straße in einem alten Eichenhain lag. Ein Schild am Eingang verkündete, daß mit diesem Hof die Schankwirtschaft verbunden sei, und so bog denn der Wanderer ein.

volle Menschen beisammen gesehen wie in diesem Lande, so weit er auch umhergekommen war. Es gab unter ihnen viele schmale, harte Gesichter, klare feblidende Augen, sichtbarlich ruhend in der Befinnung auf jene herbverschlossene Art, die schon um wenige Meilen südlich von hier, im beginnenden Mitteldeutschland, zu einem rundköpfig weichen, genussüchtigen und anbeiderungsseiligen Behagen zerfloßen war. Es waren schöne Menschen, die hier eine Hochzeit feierten, und eine Hochzeit war es — denn dort sah ja die Braut. So schön war die Braut, daß der Mann am Fenster erschrak. Sie hatte ein bleiches, schmales Gesicht, in dem die Badennochen leicht hervortraten, sie hatte große schiefergraue Augen von einer unbeugbaren Gewalt der Blicke, und die Stirn lag in ausgerührter Klarheit über den stengen Bogen der Brauen. Sie hatte einen Mund, der so Wille wie Süße zeigte, und wenn sie atmete, ging eine Welle verhaltener Kraft über die volle Brust bis zum zitternden Brustspiel des herrlichen Halses. Sie war nachdenklich, stiller als die Fei-ernden um sie, sie blickte bisweilen in ihren Schoß, öfter als auf den Mann an ihrer Seite. Sie war schön und war klug, das sah der Späher auf dem stillen Flur.

Es geschah ihm, daß er die Hände faltete und plötzlich sagte er laut und vernemlich ein Wort und dann noch einmal: „Lina... Lina...?“

Er fuhr auf und blickte um sich, denn er hatte Tritte gehört. Eine alte Frau stand hinter ihm und betrachtete ihn lauernd. Der Mann fand wie angewurzelt. Das Weib fragte: „Was wollen Sie denn von Lina?“

Der Mann antwortete nicht und richtete sich nicht. Er sah, wie das Weib kopfschüttelnd sich abwandte, in die Dähle huschte und der Braut etwas ins Ohr flüsterte. Er blieb stehen. Die Braut stand langsam auf, ihre schlanke, hohe Gestalt löste sich aus der Reihe der Sitzenden, die kaum aufblickten zu ihr, da jetzt die Musik wieder einsetzte. Die Braut kam näher, der Mann neben dem Guckfenster sah, wie sie schöner wurde im Nahen, aber er sah jetzt auch, wie über ihre Züge eine aufgeschwungene Angst jäh irrte, sie kam auf die Tür zu, als ob sie darauf gefaßt sein müßte, daß hinter ihr jemand stünde, der ein Geheimnis mit ihr teilte — so etwas spürte der Mann... Er wollte fortflüchten, aber es kam, daß er blieb — blieb, bis die Dählentür aufging, und die Braut vor ihm stand. Er starrte sie an, und seine Augen wurden groß wie die ihren, eine Sekunde lang ruhten beider Augen ineinander, in der Schwere dieses unendlichen Schweigens, das den Flur jetzt durchbelebte. Dann sagte sie leise: „Was wollen Sie denn von mir...?“

Der Mann konnte noch nicht antworten, er hatte sich ganz festgesetzt an den Augen der Braut, er war trunken und hilflos und schwieg ganz einfach. Da schwand die leise Angst aus den Zügen der Braut, sie lächelte und blickte nicht fort von ihm. So löste sie sein Erstarren ein wenig, und wurde wieder fähig zu sprechen: „Entschuldigen Sie...“ sagte er, „ich kenne Sie gar nicht... Die Frau muß sich wohl verfehrt haben. Ich wollte ein Glas Bier haben.“

Die Braut lachte jetzt hell, sie nickte dem Mann zu und verschwand wieder durch die Dählentür.

Der Mann schüttelte sich leicht, dann legte er sich in Bewegung und verließ den Hausflur. Zuerst ging er noch einermäßen langsam und als ob ihm nichts geschehen wäre, als einem Sonntagswanderer im Krug beim Glase Bier wohl geschmeckt. Als er in den jungen Föhren vor dem Dorf angelangt war, ging er schon schneller, als er bei Wegweiser war, der jetzt die beiden Arme gerade gestreckt hielt, da jagte ein Zittern durch seine Glieder, und wie er das Moor nur unter den Füßen fühlte, das weiche, federnde, rätselvolle Moor, da fuhr es in seine Flucht und weithin hallte der dumpfe Schlag seiner Schritte gar ungestüm, und sein Weg wurde zur rasenden Föhre.

STRASSENRAUB

VON WILHELM LICHTENBERG

Nach einem zweifelhafte Verhör mit dem Geschäftsdiener Franz Kollerder sagte der Untersuchungsrichter Dr. Spahn zu dem begleitenden Justizbedienten in erschöpftem, beinahe verzweifeltm Ton: „Abführen!“

Sobald Kollerder aus der Zelle war, verband sich Dr. Spahn mit dem Zimmer des Kriminalinspektors Buer. „Herr Inspektor, darf ich Sie für einen kurzen Moment zu mir bitten? Ja, es handelt sich um diesen schrecklichen Kollerder, der mit einer Hartnäckigkeit leugnet und die unwiderleglichsten Tatsachen verschleierte, wie es mir in meiner zwanzigjährigen Tätigkeit noch nicht untergekommen ist. Also, ich erwarte Sie, Herr Inspektor!“

Wenige Minuten später trat Buer in das Büro des Untersuchungsrichters. „Morgen, Herr Doktor!“ sagte er in strahlender Laune wie stets. Kriminalinspektor Buer war der unentwegteste Optimist des Gerichtes, er gab keinen Fall, selbst den undurchdringlichsten nicht, verloren und gerade seinem Optimismus dankte er die großen Erfolge, die er in seiner kurzen Tätigkeit hier bereits aufzuweisen hatte. Dr. Spahn wies ihm Platz an und Buer fragte mit dem besten Lächeln: „Na, wieder nichts?“

„Nein! Es ist mir ganz verzeihen. Sie, ich, die gesamte Deffentlichkeit zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieser Franz Kollerder die Tasche mit den 20 000 Schilling, welche er für seine Firma aus der Bank zu holen hatte, selbst verschwinden ließ, obwohl er sofort nach Verlassen des Bankgebäudes Alarm schlug und behauptete, die Tasche wäre ihm von unbekannten Straßenräubern gewaltsam entziffen worden.“

„Nein,“ lachte Buer noch behaglicher, „daran zweifelt niemand mehr, daß Kollerder ein Verbrecher ist, der diesen ganzen Raubüberfall nur fingiert hat.“

„Und trotzdem, Herr Inspektor, werden wir ihn laufen lassen müssen. Weil diese Burden einfach nichts, aber auch gar nichts, zu beweisen ist.“

„Das wäre ja noch schöner!“ meinte jetzt der Inspektor etwas ernster.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben. Unsere Indizien reichen nicht zur Erhebung einer Anklage. Kollerder verteidigt sich in unheimlich gekünstelter Weise. Die Erfolge jeder Strafuntersuchung beruhen ja darauf, daß der Beschuldigte allein in seiner Zelle gehalten wird, mit der Außenwelt so gut wie gar nicht in Verührung kommt, und, schließlich müde geworden, gesteht. Bei Kollerder verfährt dieses System. Er scheint immer genau über den Stand unserer Untersuchung orientiert zu sein, jeden

Schlag, den wir gegen ihn führen, erwidert er mit einem Gegenschlag, und, obwohl er von der Außenwelt streng isoliert ist, weiß er mehr von unseren Recherchen als wir selbst.“

Kriminalinspektor Buer hatte sich eine Zigarette angezündet und beschäftigte sich eine lange Weile mit den Rauchringen, die er geradezu künstlerisch von sich blies. Dann fragte er: „Halten Sie es für ausgeschlossen, Herr Doktor, daß Kollerder mit seinen Komplizen doch irgendwie in Verbindung steht?“

„Für ganz ausgeschlossen. Niemand im Gefangenenhaus wird so gut bewacht wie er. Keiner ist so Tag und Nacht unter strengster Aufsicht. Es ist ihm weder möglich, mit anderen Häftlingen zu reden, noch irgendwelche Nachrichten zu empfangen. Am gemeinsamen Spaziergang im Hofe nimmt er nicht teil, und wenn er mir über den Korridor vorgeführt wird, darf sich niemand dort aufhalten.“

Buer nickte langsam und nachdenklich. „Dann allerdings...“ Er schweig wieder und schien noch angelegentlich mit seinen Rauchringen beschäftigt. Mählich fragte er: „Empfangt Kollerder Besuche?“

„Ja, doch! Einen einzigen. Den seiner Geliebten. Ich habe ihm diese Vergünstigung zugestanden, weil ich erfahrungsgemäß weiß, daß derartige Besuche auf den Seelenzustand der Häftlinge günstig einwirken und ihnen viel von ihrer Verstocktheit nehmen. Aber bei Kollerder hat selbst dieses Mittel verfehlt.“

„Und Sie halten es für ausgeschlossen, daß sich die beiden doch irgendwie verständigen?“

„Für ganz ausgeschlossen. Denn bei jedem dieser Besuche bin ich selbst zugegen. Meine Bedingung ist, daß zwischen beiden kein Wort gewechselt werden darf. Sie können sich nur durch ein winziges Guckloch sehen, dürfen sich nicht die Hände reichen und keinerlei Zeichen machen. Bisher haben sich diese Besuche anstandslos abgewickelt und ich habe nichts bemerkt, was mich nur irgendwie klug machen könnte.“

„Und es gibt doch nur die eine Möglichkeit,“ meinte der Inspektor ohne zu überlegen, „daß Kollerder durch die Besuche seiner Braut auf irgendeine geheimnisvolle und raffiniert ausgeübte Art über den Stand der Untersuchung informiert wird. Würden Sie gestatten, Herr Doktor, daß ich in Zukunft bei diesen Besuchen, die jetzt so häufig gestattet werden sollen, zugegen sein darf?“

„Witt! Es ist mir sogar eine gewisse Verhütung, daß ich die Verantwortung nicht allein tragen muß.“

Als Bolbi Witzel, die Geliebte Kollerders, diesem wieder einen Besuch abstattete, war Inspektor Buer zugegen. Es ereignete sich tatsächlich gar nichts Auffälliges. Sie begrüßten sich stumm durch ein Guckloch und konnten sich nur ungefähr bis zur Brusthöhe sehen. Eine Weile blieben sie so, keine ihrer Mienen verriet sich, keine Kopfbewegung gab Anlaß zu Mißtrauen, und auf ein Zeichen des Untersuchungsrichters entfernte sich Bolbi Witzel ebenso unauffällig wie sie gekommen war.

Dr. Spahn und Inspektor Buer kehrten wortlos in das Büro des Untersuchungsrichters zurück. „Nun?“ fragte Dr. Spahn, nachdem sie schon lange saßen. „Welchen Eindruck haben Sie, lieber Inspektor?“

Buer schwieg lange, dann sagte er so ganz nebenbei: „Die 20 000 Schilling befinden sich unter dem dritten Pfeiler des Stadtbahnbogens zwischen Michelbeuern und Alserstraße.“

Dr. Spahn blickte beinahe erschrocken auf. Erst nach einer langen Pause konnte er fragen: „Phantastieren Sie oder...?“

„Nein, ich phantasiere nicht. Vielleicht haben Sie die Liebeshörigkeit, dort nachforschen zu lassen.“

Die Nachforschungen ergaben wohl ein negatives Resultat. Aber es unterlag nach der Beschaffenheit dieses dritten Pfeilers keinem Zweifel, daß sich das Geld bis vor ganz kurzer Zeit dort befunden haben mußte. Der Pfeiler, das war noch immer ganz deutlich zu sehen, mußte etwa in Mannshöhe angeklemt und nachher wieder mit großer Sorgfalt verkleistert worden sein. Als das Geld, ohne Zweifel am Tage der Nachforschung, wieder herausgenommen wurde, war der Pfeiler wohl wieder verkleistert worden, diesmal aber mit geringerer Sorgfalt als aus Anlaß des Versteckes.

Drei Tage später, nach einem abermaligen Besuche der Witzel, erklärte Inspektor Buer, daß ein gewisser Othmar Bauernfeind zu verhaften sei, der die Absicht habe, heute mit dem Nachschneidung unter Mitnahme des gestohlenen Geldes über die Grenze zu gehen. Untersuchungsrichter Spahn hatte wohl gegen ein ziemliches Mißtrauen anzukämpfen, weil er es persönlich für ausgeschlossen hielt, daß Buer nach dem letzten Besuch der Witzel so genaue Weisungen geben könnte, verfügte aber doch, um sich nachher keine Vorwürfe machen zu müssen, die Verhaftung dieses Othmar Bauernfeind. Tatsächlich wurde er in dem Augenblick festgenommen, als er den Nachschneidung beisteigen wollte und tatsächlich fand man die volle Summe von 20 000 Schilling bei ihm.

„Hören Sie, Herr Inspektor!“ sagte Dr. Spahn noch in dieser Nacht, „diese Sache beginnt mysteriös zu werden! Können Sie Gedanken lesen oder haben Sie okkulte Fähigkeiten? Anders ist das alles nicht zu erklären!“

Inspektor Buer lachte sein behaglichstes und breitetes Lachen. „Nein, verehrter Herr Doktor! Ich bin weder

ein Gedankenleser noch ein Zauberer. Ich habe einfach Glück und ein bißchen Beobachtungsgabe. Vielleicht wäre ich deshalb im Mittelalter verbrannt worden, aber jetzt hoffe ich nur auf den Scheiterhaufen einer ordentlichen Karriere zu kommen. Jedenfalls bitte ich Sie, die Witzel noch zu einem letzten Besuch bei ihrem Geliebten einzuladen.“

Nach diesem letzten Besuch, der noch am darauffolgenden Tage stattfand, legte Inspektor Buer dem Untersuchungsrichter nahe, den Kollerder sofort in einem anderen Trakt unterzubringen, da noch für diese Nacht ein verwegener Fluchtversuch des Untersuchungsgefangenen geplant sei. Und tatsächlich wurde in den ersten Morgenstunden ein Mann beobachtet, der sich in verdächtiger Weise am Zellenfenster zu schaffen machte, in der unzweideutigen Absicht, dem Kollerder zur Flucht zu verhelfen.

Am Morgen des nächsten Tages legte Kollerder, erdrückt von den nunmehr gegen ihn vorliegenden Beweisen, ein volles Geständnis ab.

Dr. Spahn und Buer sahen einander schweigend gegenüber. Der Untersuchungsrichter schüttelte nur immer wieder den Kopf und blickte den Kriminalinspektor stauend und beinahe ängstlich von der Seite an.

„Jetzt, mein lieber, verehrter Inspektor,“ begann er plötzlich in leibenschaftlichem Ton, „heißt haben nur Sie noch ein Geständnis abzulegen. Wie, um alles in der Welt, ist es Ihnen gelungen, hinter das Geheimnis dieses Kollerders zu kommen?“

„Ganz einfach, Herr Doktor!“ erwiderte Buer mit einem zufriedenen Schmunzeln. „Es ist da weiter gar kein Hokusfokus dabei. Damit haben Sie recht gehabt, daß sich bei den Besuchen weder Kollerder noch seine Geliebte auch nur mit einem Blick oder einem verstoßenen Zeichen verrieten. Auf diesem Wege war tatsächlich nichts herauszubringen. Es fiel mir nur auf, daß die Witzel bei ihren Besuchen eine so merkwürdige Bluse trug, die vorne eine ganz scheußliche und völlig unmoderne Perlenkordel aufwies. Die Perlen waren überdies ganz merkwürdig angeordnet. Und da kam ich auf die Idee, ihre Anordnung nach dem Morsealphabet zu lesen. Es gelang. Und so las ich ohne weitere Schwierigkeiten schon beim erstenmal ab, daß sich das Geld in dem dritten Pfeiler des Stadtbahnbogens zwischen Michelbeuern und Alserstraße befand. Beim nächsten Mal waren die Perlen schon ganz anders angeordnet. Man konnte von ihnen die beruhigende Mitteilung ablesen, daß Othmar Bauernfeind bereits im Besitze der Summe sei und mit ihr noch nachts ins Ausland flüchten werde. Ebenso konnte ich beim dritten Besuch den geplanten Fluchtversuch müheles feststellen. Sie sehen, Herr Doktor, man muß kein Zauberer sein, um als Kriminalist etwas zu leisten. Wie gesagt — nur offene Augen muß man haben. Und ein bißchen Glück. Das genügt schon.“

Die abenteuerliche Fahrt der Brüder Battermann

Ein flämisches Volksmärchen / Übersetzt von Karl Jacobs

Vor vielen hundert Jahren gab es in Antwerpen große, hölzerne Schiffswerften, die sich die Schelde hinauszogen, soweit man sehen konnte.

Auf einer der Werften arbeiteten die Brüder Battermann. Sie waren so geschickt in ihrem Handwerk, daß die andern Zimmerleute nicht mitkonnten. Ihre Tüchtigkeit hatte sie weit und breit berühmt gemacht.

Zur gleichen Zeit herrschte irgendwo an der Küste von Holland ein König, dem der Feind den Krieg erklärt hatte. Der wohnte auf einer Insel und hatte viele hundert bewaffnete Kriegsschiffe. Der König hatte aber kein einziges. So mußte er zusehen, daß er überall in andern Ländern schleunigst einige gebaut bekam. Er hatte schon oft von den Brüdern Battermann in Antwerpen gehört. Und so gab er ihnen durch einen reitenden Boten den Auftrag, ihm binnen drei Tagen ein Kriegsschiff zu bauen, und es ihm sogleich zu bringen.

Die Brüder versprachen es ihm. Aber kaum hatten sie mit der Arbeit begonnen, da tat es ihnen auch schon wieder leid. Sie sahen, daß der Bau nicht so einfach war, wie sie ihn sich vorgestellt hatten. Als sie am ersten Abend nach dem Tagewerk bei der Mahlzeit saßen, leuchteten sie der Reihe nach und sagten: „Wir hätten uns nicht darauf einlassen sollen!“

Wie sie nun so betrübt da saßen, trat ein altes Weiblein in ihre Werkstube. Das fragte, ob es einen Hapfen mitessen dürfte. Natürlich hatten die Brüder nichts dagegen, denn sie waren gutberzigt. Als die Frau sich satt gegessen hatte, sagte sie: „Zum Lohn lasse ich euch diese Nacht das Schiff zimmern. Morgen früh liegt es fahrbereit auf der Schelde. Ihr braucht nur damit loszufahren. Eines müßt ihr mir allerdings versprechen: Ihr dürft die ganze Nacht nicht gucken kommen, wie ich es fertig bringe. Dann bricht heilloses Unglück über eure Familie herein.“

Das versprachen die Brüder und hielten es auch. Aber sie blieben wach liegen. Sie hörten ein Splittern, Sägen und Hämmern, als wenn hundert Mann auf der Werft

arbeiteten. Die Brüder nahmen auch ihn für sechzehn und einen halben am Tage und die Kost auf ihr Schiff.

So waren sie sieben. Und sie fuhren weiter, bis sie wieder einem Mann begegneten, der hatte einen Bauch, so rund wie ein Ballon. Er rauchte eine Pfeife, ohne den Rauch auszublasen. Sie fragten ihn, wie das käme.

Da erzählte ihnen der Dicke, daß er den ganzen Tag rauche, aber den Rauch herunterschlucke, statt ihn auszublasen. „Ich sitze schon ganz voll Rauch. Ich verwahre ihn. Er wird mir wohl einmal zupaf kommen.“

„Fahr mit uns“, sagten die drei Brüder, „Du bekommst sechzehn und einen halben am Tag und die Kost.“

Der Raucher nahm an und so fuhren sie zu achten weiter.

Wieder dauerte es nicht lange, da sahen sie einen Mann zitternd an einem großen Feuer sitzen. Sie steuerten hin und fragten, was er da täte.

„Ich bin dreißig Jahre alt und verwahre alle Winter, die ich erlebt habe, in meiner Tasche. Da liegen jetzt dreißig beieinander. Ich lasse sie dazwischen, bis sie mit einmal zupaf kommen.“

Die drei Brüder fragten auch ihn, ob er für sechzehn und einen halben am Tag und die Kost mitkommen wollte.

Der Eismann nahm den Vorschlag an, und so waren sie neun.

Sie segelten jetzt an einen hohen Berg vorbei. Darauf stand ein Mann, der beide Hände an den Mund gelegt hatte und blies. Die Schiffer fuhren hin, denn sie waren neugierig, was das zu bedeuten hatte. Als sie den Berg hinaufgestiegen waren, fragten sie: „Weshalb bläst du auf den Fingern, Mann?“

„Weshalb? Seht ihr denn nicht, daß ich da unten alle Windmühlen in Gang halten muß? Es weht heute kein Wind. Wenn ich aufhöre, stehen sie still. Seht doch!“

Und wirklich hörten die Windmühlen, soweit man sie sehen konnte, im Augenblick auf, ihre lustigen Kreise zu schlagen.



Sommerliches Spiel

arbeiteten. Am andern Morgen lag das Schiff wahrhaftig zum Auslaufen bereit. Die drei Brüder nahmen es in das Schlepptau ihres eigenen Schiffes, das in der ganzen Welt berühmt war, denn man konnte damit zu Wasser und zu Lande fahren.

Ehe sie die Anker lichteten, gab ihnen das alte Weiblein noch einen Rat: nämlich, sie sollten nur ja jeden, der ihnen unterwegs begegnete, mitnehmen. Das würde ihr Glück sein.

Die drei versprachen auch das, und ihr sollt gleich sehen, daß sie gut daran taten, den Rat der Alten zu befolgen.

Als sie den Fluß ein Stück hinabgefahren waren, sahen sie am Ufer einen Riesen, der gerade dabei war, einen Baum in Stücke zu zerpfücken. Sie fragten ihn, warum er das täte.

„Ich mache ein Reep“, sagte er.

„Das ist ein starker Kerl“, meinte einer der drei Brüder. Und sie fragten ihn, ob er mitfahren wolle.

„Du kriegst sechzehn und einen halben am Tag und die Kost.“

Das nahm der Riese an und sie segelten zu viert los. Ein Stück weiter sahen sie am Flußufer einen Mann sitzen, der sich an jeden Fuß eine Kanonentugel band.

„Warum tust du das?“ fragten sie.

„Sonst laß ich viel zu schnell und schief in ein paar Minuten über jedes Ziel hinaus.“

„Komm mit!“ Du kriegst sechzehn und einen halben am Tag und die Kost.“

So wurden sie zu fünf.

Als sie wieder eine Zeitlang gefahren waren, lag da am Ufer ein Mann, der das Ohr an die Erde hielt.

„Was tust du da?“ fragten die Brüder.

„Ich horche, was man sich in Paris erzählt.“

„Kannst du das hören?“

„Und ob ich es hören kann! Ich belausche die Toten in den Gräbern und höre, was sie sich von den Lebenden erzählen.“

„Dann fahr doch mit!“ sagten sie. „Du kriegst sechzehn und einen halben am Tag und die Kost.“

„Einverstanden!“

Und so fuhren sie zu sechsen weiter.

Nach ein paar Stunden sahen sie einen Jäger, der mit der Flinte auf eine Kirchturmspitze zielte. Nach jedem Schuß hob er etwas vom Boden auf und steckte es in die Tasche.

Die Brüder fragten ihn, was er da triebe.

„Ich bin Scharfschütze“, sagte der Mann. „Ich schieße die Mäuden, die gerade in einem ganzen Schwarm um den Kirchturm wimmeln. Sie sind nur betäubt, wenn sie herunterfallen. Dann stecke ich sie in die Tasche und verwahre sie, bis sie mir einmal zupaf kommen.“

Nun mußte der König sein Versprechen wohl oder übel erfüllen. Er befahl, Säcke mit Gold zu bringen. Den ersten schwang sich der Riese auf den Kopf.

„Noch einen“, rief er.

Der König sah mit saurer Miene zu. Er hatte gehofft, mit einem Sack davon abzukommen. Zwei neue Säcke wurden gebracht. Die hob sich der Riese auf die

pranken, die sie über dem ersten Herdfeuer rösteten. Aber der Frühling kam mit Tauchgen, da glockten hier die Eiben mit heller Glut weithin zum lichten Himmel. Mähe sank im Glühregen nieder und segnete das Land. Aus Urwald ward Ackerboden. Und als es Säezeit war, holte der Urvater zwei Leinwand und was darin war, warf er weihend über das Neuland. In dem einen Leinwand



Wenn das Korn
reift ist, haben
auf dem Lande
alle Hände voll
zu tun

Schultern. Und wieder rief er: „Weiter!“ Zwei Säcke wurden gebracht, die nahm er unter die Arme. „Und jetzt noch zwei, für jede Hand einen, dann hab ich sieben insgesamt!“

Als auch die gebracht worden waren, zogen die drei Brüder mit ihren Fahrtgefellern lachend und jubelnd zum Schiff.

Der König wußte vor Mut nicht, wo er bleiben sollte. Kaum hatten die Brüder die Tauen gelöst, da ließ er seinen General rufen und befahl ihm, den Männern mit der ganze Armee nachzusehen und ihnen das Gold wieder abzugewinnen.

Der General ließ sein Heer aufmarschieren und in Boote verladen, sodaß die drei Brüder und die acht Wundermänner um ein Haar eingeholt worden wären. Dann wären sie ihr Geld quitt gewesen.

„Wer die drei Brüder sagten zu ihren acht Helfern: „Habt nur keine Angst, wenn ihr eure Pflicht tut, unser Schiff wird das seinige tun.“

Und sie stellten den Trinker hinten an das Ruder des Schiffes, und er trank hinter sich den ganzen Fluß leer, sodaß die Boote des Königs plötzlich auf dem Boden festlagen. Da trabten die Soldaten an allen Ecken aus ihren Schiffen und kletterten ans Ufer.

„Dar war ein Fressen für den Bläser. Er löste den Käufer am Ruder ab und blies die Soldaten wie leichte Federn zurück. Nach ihm kam der Jäger mit den Mäuden. Er machte seine Taschen auf und ließ die Mäuden auf die Soldaten los. Sie wurden zerstoßen, daß man es nicht schildern kann. Überall hatten sie rote Stiche, an den Händen, am Hals und im Gesicht. Im Augenblick waren sie wie vom Teufel befallen und fluchten und tobten, daß das Ende davon ab war.“

„Ich werde es ihnen noch angenehmer machen“, sagte der Raucher, und er blies seinen ganzen Vorrat an Rauch gegen die Soldaten. Vor lauter Nebel konnten sie bald kein bißchen mehr sehen.

„Damit sie noch mehr Spaß bekommen, lasse ich meine dreißig Winter auf sie los“, rief lachend der Eismann und sperrte seine Taschen weit auf.

Da rannten die Soldaten wie die Hasen und kamen zerstoßen, vor Kälte schnatternd und mit benebelten Köpfen vor des Königs Palast an.

Die drei Brüder aber setzten ihr Wunderschiff aufs Land und fuhren geradewegs nach Hause. Ohne weitere Abenteuer kamen sie nach Antwerpen und belohnten die acht wunderbaren Helfer fürklich. Kein einziger brauchte zeitweilen noch ans Arbeiten zu denken. Und die drei Brüder Battermann behielten immer noch genug und waren so reich wie das Meer tief ist. Sie lebten lange und glücklich, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch

Der Ewige Ader

Von F. Schröghamer-Heimdal

Da ich ein Knabe war, führte mich der Ahne, ein Greis, schon in den Achtzigern, ins Sommerfeld, wo der Roggen in der prallen Sonnendämme der Reife entgegenharrte. Feierlich rauchten die Aehren im leisen Sommerwind, als wären Seelen in sie gebannt, die sich im steten Wiegen und Reigen ein ewiges Geheimnis anvertrauten. Die Lüfte rings waren ein einziges Lichtmeer, aus denen Nieder unsichtbarer Vögel niederstoben. Das Rauschen der fernen Wälder war wie Geisterwehen, und die Grillen schrien an den Rainen hin wie verhezt, daß die blauen Glockenblumen über ihren Löchern nicht aus dem Schwanke kamen.

Aus dieser Welt mittsommerlicher Verwunschenheit hörte ich die Stimme des Ahnen wie die eines Schemen aus dem Geisterreich, so unwirklich, so unerhört neu und befremdend kamen die Worte des weissen Greises in den jungen Lebensstagen des ahnungslosen Knaben:

„Buh, tu dein Köpplchen ab, denn hier ist der ewige Ader. Und merk dir, was ich dir jetzt sage. Dieser Ader ist nie etwas anderes gewesen als ein Ader, seit unsere Vorfahren im Dorfe saßen. Vor tausend Jahren — was gibt die Zeit? — kam der Erste mit Gefinde und Gefippten aus dem Sachsenland, aus der Urheimat. In einer Kuhhaut kam er, daß ihn die Häsher des großen Karl nicht kannten. Weglos flog der Heide in die wuchernde Wildnis, wo seit Anbeginn nie ein Ader gewesen. Wildheit der Urwelt war um ihn. Winters sah ihm der Luchs durchs Fenster, wenn er mit den Seinen beim Spanklisch saß. Der

Bär riß ihm die erste Kuh aus dem Stall, der Wolf das einzige Schaf. So lebten sie diesen ersten Winter von Waldfrüchten, von der Beute der Waldbüchse, den Goldschnecken und Steinforellen, von Hirzfeulen und Bärenwar Saatkorn, in dem andern aber Heimaterde, Saatkorn und Erde aus der Sachsenheimat. . . . Dies tat der Urvater vor tausend Jahren — was gibt die Zeit? — und er tat es für die Seinen, die weiland noch im Dichte lebten, und er tat es für alle, die aus seinem Samen kommen würden, auf daß alle Brot hätten in der neuen Heimat. Es sollte ewig ein Ader sein, dieser Ader da auf dem weiland so wilden Eibenberge, und ewig sollte das Korn im Wechsel von Frucht und Saat, im Wandel des Geschlechtes vom Werden zum Vergehen in diesem Ader Wurzel schlagen, in roter Saat aufgehen, in reifer Frucht sich neigen und als heiliges Korn den Kästen füllen.

Seit tausend Jahren — was gibt die Zeit? — gedeiht das Korn des Urvaters auf dem ewigen Ader und hat seitdem Tausende unseres Stammes gesättigt und gesegnet. Ja, es ist ein ewiger Ader, denn er wird auch fernhin die Frucht des Urvaters tragen und allen Kommenden Brot geben, heiliges Brot vom ewigen Ader. Denn auch die, die in die Ferne zogen, nahmen in Leinwandlein Frucht und Erde vom ewigen Ader mit, auf daß sie im fremden Land die Heimatshölle zu Füßen, das Aehrenrauschen vom Urätertor zu Häupten hätten. Bis nach Ungarn und selbst über das große Wasser nach Amerika brachten Nachgeborene unseres Geschlechtes Frucht und Erde vom ewigen Ader. Es ist ein großes Geheimnis um das Brot, das uns vom ewigen Ader kommt. Merk dir's Büblein, und wenn du einmal groß bist und viel lebst auch in die Fremde mußt, vergiß nicht Frucht und Erde vom ewigen Ader mitzunehmen, auf daß sie dich sättigen und segnen wie alle unseres Geschlechtes. So, jetzt leg dein Köpplchen wieder auf und such dir Erdbereiten, die in reifer Röte aus dem Raingras leuchten.“

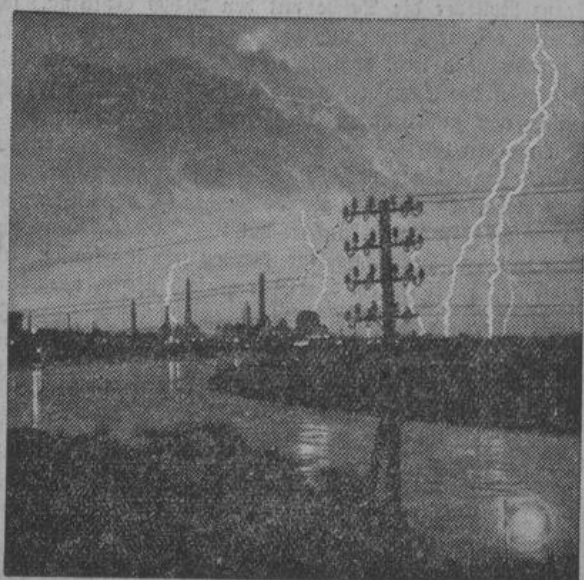
Ich lief den Rain entlang, bis mich der Ahne nicht mehr sehen konnte, warf mich ins Blüthengezwerg der Sommerwiese und bedachte das Geheimnis des ewigen Aders, dessen Wissen mein Knabengemüt mit heiligen Schauern erfüllte. Wie aus Ewigkeiten her strömte eine Weihe in mich ein. Fernste Vergangenheit, selbige Gegenwart, noch unwirkliche Zukunft verschwisterten sich mir zur Einheit im ewigen Ader. Ich sah den Urvater, der in der Kuhhaut kam, wie er aus den Leinwandlein Samen und Erde warf, ich sah die Nachgeborenen, wie sie Korn und Scholle vom ewigen Ader mit in die Fremde nahmen, bis nach Ungarn, selbst über das große Wasser nach Amerika.

Das Geheimnis des ewigen Aders ließ mich nicht mehr los.

Als sie im selben Sommer, gerade zur Erntezeit, den lieben Ahnen als stillen Schläfer auf den Schragen legten, von dem es kein Aufstehen mehr gab, da ließ ich in einer kindlichen Eingebung zum ewigen Ader, holte eine Handvoll Erde und ein Büschlein Aehren und legte sie dem Entschlafenen unter das weiße Laken in die Totentruhe. Auf daß die Saat auch drüben im Ewigem aufgehen, drüben beim Urvater und allen Vorfahren, die den ewigen Ader besäht, auf daß sie auch im Himmel die Erdenheimat hätten.

Als ich so tat, war es mir, als ginge ein Lächeln der Verklärung über die stillen Züge des Heimgegangenen.

So oft ich heute als Mann am ewigen Ader vorbeikomme, ziehe ich den Hut, neige ich das Haupt, halte ich den Atem an wie vor einem hochgeweihten, heiligen Wesen, in dem mich Ewiges umwittert.



Der Blitz schlägt ein Ein fesselndes Gewitterbild

WOCHENEND

Schönheit

am Niederrhein: Cleve

Guten Tag, Herr Professor! Ich bin sehr erfreut, Sie endlich einmal in unserer Stadt zu sehen. Man sollte es eigentlich nicht glauben, daß Sie beinahe zehn Jahre in der Nähe wohnen, ohne die schönste Stadt am Niederrhein einmal besucht zu haben.

Haben Sie nie Wilh. Niehls Wanderbuch in der Hand gehabt? Darin schrieb dieser deutsche Wanderer, der das Vaterland wie kaum ein anderer durchstreift hat, über Cleve: „Ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten deutschen Städten.“ Herr Professor, wenn dieses Urteil

Bauanlage hinein. Zur Zeit ihrer größten Ausdehnung erstreckten sich die Schloßbauten bis drüben zur Synagoge hin und außer Schwanenturm und Spiegelturm, die noch heute erhalten sind, wurde das Schloß damals von zwei weiteren Türmen, Johannisturm und Cimetienturm, flankiert.

Ja, Sie blickt auf eine reiche Geschichte zurück, diese Schwanenburg. Aus dem Dämmer der Sage zieht der Schwan mit dem Schwanenritter herauf. Heinrich von Veldeke, der von seiner Burgstube weit in niederländisches Land schaut, singt hier seine „Eneit“ und trägt die Mär vom Schwanenritter zum Sängerkrieg auf der Wartburg. Der große Erasmus von Rotterdam ist oft hier zu Gast. Johann Weyer schreibt auf dem Clever Schloß seine Anklage gegen den Hexenwahn. Konrad von Heselbach bringt hier das erste Werk über die deutsche Landwirtschaft heraus. Nach der Glanzperiode der Clever Herzöge hält der Große Kurfürst in der Burg oft sein Hoflager ab. Dann aber läßt das Interesse der Hohenzollern für die „dritte Residenz“ nach. Die Burg zerfällt. Krieger- und Domänenkammer, Regierung und Hofgericht lassen sich in der Burg nieder. Einer der größten Deutschen, der Reichsfreiherr vom und zum Stein, wohnt einige Jahre hier als Kammerpräsident.



Die Schwanenburg, wie sie heute aussieht

auch 60 Jahre alt ist, ich bin überzeugt, daß Sie es nach unserem Rundgange auch heute noch unterschreiben. —

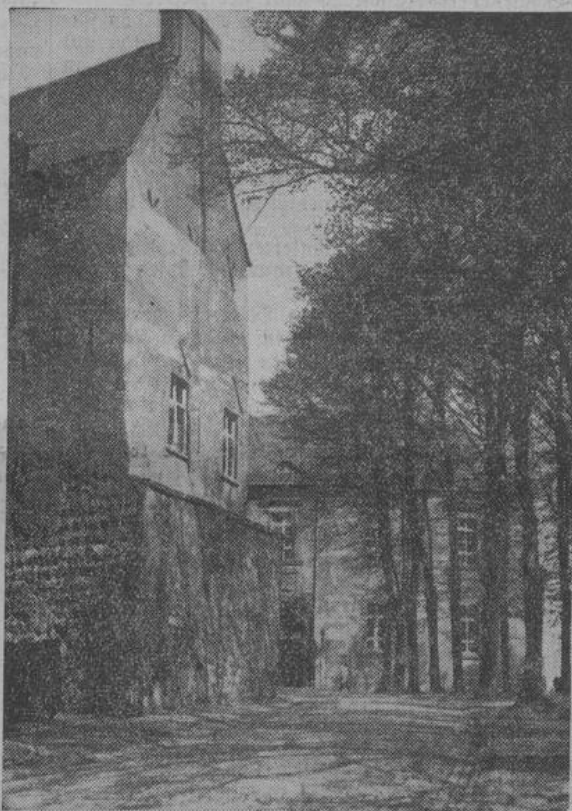
Gewiß, wenn man aus unserem wenig schönen Bahnhof tritt, ist man nicht gerade überwältigt. Der Bahnhofsvorplatz ist nicht besser als jeder andere Duzendplatz. Aber Sie sehen, wie wir den Fremdling mit Blumenschmuck und wehenden Fahnen schon hier liebenswürdig begrüßen.

Sie haben richtig geraten, dieser Kanal, der Spoukanal, ist unsere Schiffsverkehrsverbindung mit dem Rhein, und nach der anderen Seite setzt sich dieser Kanal fort in der lieblichen Wasserfläche des Kermisdahls.

Wenn man weiß, daß diese spiegelnde Wasserfläche, die so still und ruhig daliegt, in Vorzeiten einmal das wilde Bett des Rheines war, dann sollte man vermuten, daß schon die Römer auf dieser weit in die Ebene vorspringende Nase des Höhenzuges, auf der jetzt die Schwanenburg steht, eine Hochwarte oder einen strategischen Stützpunkt gehabt haben. Über weder schriftliche Überlieferungen noch Römerfunde deuten darauf hin. Erst 1020 taucht Cleve zum ersten Male in der Geschichte auf, als Heinrich II. den flandrischen Grafen Rütger zum Erbgrafen von Cleve bestellte.

Sie schließen ganz richtig aus dem ganzen Eindruck, den Sie hier oben auf dem Burgberge gewinnen, daß die Burganlage früher erheblich größer und umfangreicher war und daß viele Zeiten an ihr gebaut haben.

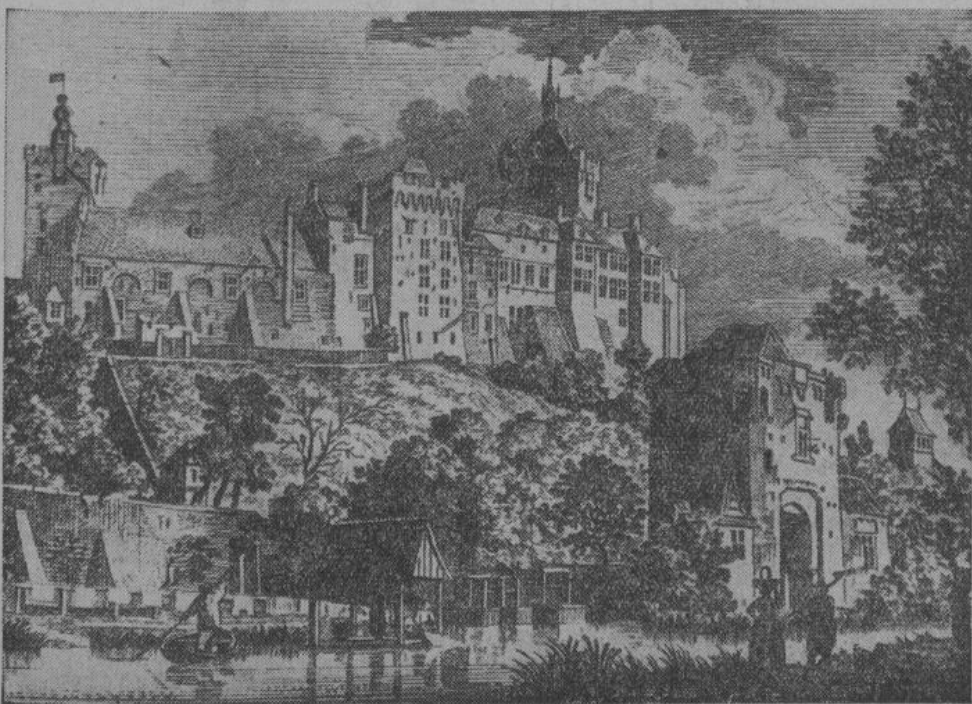
Sicher hat jener Rütger von Flandern schon eine Burg hier vorgefunden oder selbst gebaut. Als die Herren von Cleve im 14. Jahrhundert Herzöge wurden, mußten sie sich eine würdigere Residenz schaffen. Wilhelm der Reiche hat sie um 1580 weiter ausbauen lassen. Moritz von Nassau bringt in der Zeit seiner Statthalterchaft in den Auladen, die man später zum Teil leider verbaut hat, die beglückten Formen des niederländischen Barocks in die



Ein Winkel an der Burg

Was heute in der Burg untergebracht ist? Landgericht und Amtsgericht mit allem, was dazu gehört! Im Spiegelturm befindet sich außer dem städtischen Archiv und der städtischen Bibliothek das Clever Landmuseum. Sie finden dort interessante Dinge.

Sie sind ein wenig erstaunt über das Leben und Treiben, das um diese Zeit auf dem Schloßberge herrscht. Das sind unsere holländischen Nachbarn, die in den letzten Jahren wieder in hellen Scharen nach Cleve strömen. Bis tief in Holland hinein gehört es heute schon wieder fast zu den Selbstverständlichkeiten, einmal im Sommer „een tochtje naar Kleef“, einen Ausflug nach Cleve, zu machen. Mit der Straßenbahn und mit der Eisenbahn kommen sie und dann vor allen Dingen mit den schönen, bequemen Autobussen. Manchmal haben wir an einem Tage 20–25 solcher großen Tourenwagen hier. Drüben hinter dem massigen Denkmal des Großen Kurfürsten finden Sie im „Großen Kurfürsten“ einen beliebten Einkehrort der holländischen Reisenden, wo sie die Denksulpturen ihres Landsmannes Jan Hansje von Amsterdam bewundern.



Die Schwanenburg
z. Zt. des
Moritz von Nassau

Ich weiß, Sie interessiert mehr die alte schöne Kirche, vor der wir stehen. Ein prächtiges Baudenkmal des Niederrheins! 1341 hat Dietrich IX. den Grundstein zu dieser Stiftskirche gelegt und Meister Konrad, der Schöpfer des Kantener Domes, hat sie gebaut. Der wundervolle Marienaltar des Douwermann und die Michaelskapelle mit den Grabdenkmälern der Clever Herzöge werden Ihr besonderes Interesse erregen.

Sie sind erstaunt über die Pracht des alten Parks, in dessen lichte Weite wir aus dem Dämmer der alten Kirche schon nach wenigen Schritten treten? Prinz Moritzpark ist er gekauft. Es war früher der Garten zum Stadtpalais, das sich Moritz von Nassau hier auf der Höhe am Ufer des Kermisdahls baute. Sie sehen es heute noch, in Privatwohnungen umgewandelt, am Eingang zum Park. Sie kennen sicher Mauritshuis im Haag mit seiner schönen Sammlung niederländischer Meister. Es ist der gleiche Moritz von Nassau, der jenes „Mauritshuis“ und unseren Prinzenhof von Pieter Post bauen ließ.

Wer dieser Moritz von Nassau eigentlich war? Wie viele seiner Vettern trat Moritz von Nassau-Siegen als junger Offizier in das holländische Heer ein, um den oranischen Verwandten im Kampfe um die Befreiung der Niederlande vom spanischen Joch beizustehen. Später schickte ihn die westindische Kompanie als Generalgouverneur nach Brasilien, wo er ein so glänzendes Verwaltungstalent an den Tag legt, daß ihn der Große Kurfürst 1647 zu seinem Statthalter in den neu erworbenen clevischen Landen macht. Diesem Manne, dessen Lust es war, „zu bauen, zu graben, zu pflanzen“, verdankt Cleve seine landschaftliche Schönheit und den Reiz, den es heute auf den Wanderer ausübt.

Ich sehe Ihnen an, Sie haben Lust, dieser prächtigen Nassauerallee zu folgen. Aber wir würden mit unserem Rundgange nicht fertig werden. Für ein andermal empfehle ich Ihnen, hier hinaus zu wandern zum Sternbusch und zum Prinzengrab, wo die Grabtumba des Prinzen Moritz unter dunklen Bäumen einsam abseits der Straße liegt. Wenn Sie dann jenseits des Waldes in die Ebene treten, und Sie wenden Ihren Blick zurück und sehen, wie die Stadt über dem Wasser des Kermisdahls aus grüner Walddämmung in schmalem Schattentriß hinauswächst in den blaugrauen niederländischen Himmel, dann werden Sie, der so viel in deutschen Landen gewandert hat, mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß dieses Bild eines der schönsten Landschaftsbilder Deutschlands ist.

Heute muß ich Sie schon diese alte Lindenallee hinauf bemühen. Sehen Sie hier dicht zu unseren Füßen die roten und grauen Dächer der Stadt mit ihren geschwungenen Linien, die Burg und Kirchen so schön verbinden. Und das ist die Niederländische Tiefebene, vom lichten Band des Stromes durchzogen und von Pappelalleen in viele abwechslungsreiche Szenarien geteilt. Von jenseits des Stromes grüht der Eltenberg mit seinem Kirchlein herüber. Im Süden und Westen liegt hinter der stillen Beschaulichkeit Materborns der grüne Teppich des Reichswaldes ausgebreitet, den Sie tagelang nach Herzenslust durchstreifen können. Und schauen Sie all die Kirchtürme, die aus dieser Ebene herauswinken: Daulburg, Bedburg, Calcar, Hau, Moilands Schloßturn,



Die neue Christus-König-Kirche

Kanten, Wesel, Renelaer, Emmerich, Nitterden, Schenkenhang, Cranenburg, Nymwegen und viele andere.

Vor hier aus könnte ich Sie viele herrliche Wege führen; doch die Zeit drängt. Indessen, diesen prachtvollen Hochwald, der vor uns liegt, will ich Ihnen nicht unterschlagen. Im Gegenteil, durch den Buchendom des Tiergartenwaldes will ich Sie zum Amphitheater und zum Forstgarten bringen.

Dieser Moritz von Nassau war ein Prachtfürst. Was hätte er erst aus Cleve geschaffen, wenn er nicht eines armen Fürsten Diener gewesen wäre. Aber seine Lust am Bauen, Graben und Pflanzen war so groß, daß er mit dem Kurfürsten Stück um Stück seiner brasilianischen Kostbarkeiten gegen Ländereien eintauschte. Und so entstand neben dem Sternbusch der Tiergartenwald, dessen Plan Jakobus van Kempen, der Schöpfer des Amsterdamer Rathauses, entwarf. Uebrigens, das wird Sie interessieren, der Berliner Tiergarten ist wenige Jahrzehnte später nach dem Muster des Clever Tiergartens angelegt.

Und nun lassen Sie hier vom Bergplateau aus, dem Kupfernen Knopf, wie wir ihn nennen, weil der Adler, der den Obelisten krönt, auf seinem Knopf steht, dieses Landschaftsbild auf sich wirken. Hell liegt, von Bäumen eingerahmt, das weite Land vor Ihrem erstaunten Blick.



Moritz von Nassau,
der Mann, dem Cleve seine Schönheit verdankt

Zu Ihren Füßen springen die Silberfäden der Wasserfontäne lustig ins Sonnenlicht. Der Rheintanal, von Linden überschattet und geleitet, zieht sich durch den Vordergrund der Landschaft und über ihm erhebt sich in der Ferne der Turm des Eltenberges. Ein Bild, das man nicht leicht vergißt.

Hier unten neben den Quellteichen, in deren obersten sich die Minerva des niederländischen Bildhauers Quellin spiegelt, ist ein Geschenk der Stadt Amsterdam an den Prinzen, liegt der Stahlbrunnen. Probieren Sie ruhig ein Glas, Herr Professor. Es schadet Ihnen nicht und ist genau fogut und in seiner Analyse fast wie die Wasser von Spaa und Pyrmont. Nur hat man hier nicht so viel Rellame gemacht, namentlich nicht in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, als die Stadt sich zur Industriestadt entwickelte. Aber damals, als Johann Heinrich Schütte, Medicinischer Doktor und Physikus des Herzogtums Cleve, 1742 den eisenhaltigen Brunnen entdeckte und seine ersten Baderkuren begann, war der Ruf des neuen Brunnens bald im benachbarten Holland und in Rheinlands-Westfalen in aller Munde und durch anderthalb Jahrhunderte war Cleve ein kleines, beliebtes Bad.

Und nun lassen Sie uns noch über die Straße hinübergehen zur anderen Seite, wo hohe Bäume über sanften, gezirkelten Rasenflächen ihre seltenen Kronen im Winde wiegen. Das ist der Forstgarten, eine Schöpfung des Kammerpräsidenten von Bürgenhausen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Hier sehen Sie die schönste Baumkulturlieferallee Deutschlands, hier finden Sie Cedern, Platanen, Ginkgo- und Mammutbäume, Tulpenbäume, Lebensbaum und Eypresse und viele andere Bäume, deren Heimat sich in fremden Erdteilen befindet. Rhododendronbüsche leuchten flammend rot, zartrosa und bläugelb aus dem Schatten der Bäume. Am schönsten ist es hier ab Frühlingsabend, wenn aus dem Dunkel Stern um Stern aufleuchtet und Nachtigallen juch zu juch anheben.

Diese Straße führt uns schnurgerade ins Herz der Stadt zurück.

Ja, Sie wundern sich über den lebhaften Verkehr der „Großen Straße“, auf der wir jetzt angelangt sind, und über die Fülle großer und schöner Geschäfte. Und doch hat diese Stadt nur 22 000 Einwohner. Freilich, nach ihrer Kaufkraft gerechnet, ist sie viel größer. Schon wenn man ihre beiden Vorstädte, Kellen und Materborn, mit denen sie immer dichter verwächst, hinzurechnet, kommt man auf über 32 000 Einwohner. Und da die Stadt, wie eine Spinne im Netz, mitten im Kreise liegt, ist auch das Wirtschaftsleben des Kreises eng mit der Stadt verbunden. Darum pulst ein so reiches gewerbliches Leben in ihr. Draußen jenseits des Bahnhofes liegen die Waggarinewerke van den Berghs, liegt die Schokoladefabrik Bensdorf und die Biskuitfabrik Kog. Und oben auf der Höhe, nach Materborn hin, liegt die größte Kinderkutschfabrik Europas, G. Hoffmann. Sie haben ja sicher auf dem Stempel meines Briefes gelesen: „Cleve, die Stadt der guten Kinderkutsche“.

Keine Sorge, wir sind in wenigen Minuten am Bahnhof. Hier rechts sehen Sie noch unseren Verkehrsknoten, den wir vor wenigen Jahren erbaut haben. Wenn Sie

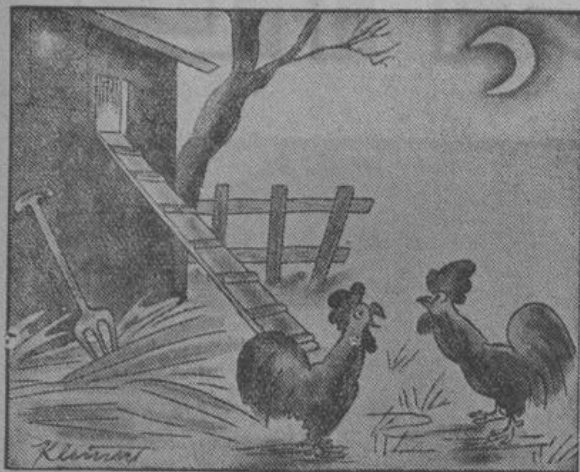


Renaissancetor am Schloß

wiederkommen, können Sie sich hier jede gewünschte Auskunft holen.

Bitte sehr, Herr Professor, keine Ursache, es war mir ein Vergnügen, Ihnen den Cicerone zu machen und Ihre dankbare Begeisterung für unsere Stadt ist mir Lohn genug. Text und Photos: Dr. Stapper.

Heitere Welt.



Gespräch vor dem Hühnerstall.

„Weißt du, Godel, ist ja ganz schön, so'n kleiner Abendstummel. Nur die Angst fehlt, daß eine meiner achtzehn Frauen aufwacht!“

Ein Glück.

Frau Keller und Frau Wolter sahen beim Kaffee. „Stellen Sie sich vor“, sagte Frau Wolter, „nun hat Herr Wolter doch wieder geheiratet... und seine Frau ist erst knapp fünf Monate tot!“ „Ach ja“, seufzte Frau Keller, „ein Glück, daß sie es nicht mehr erlebt hat!“

Hochsommer.

„Er läßt ihr jeden Abend Eis kommen!“ „Dann ist es ja kein Wunder, wenn sie sagt, er behandelt sie fast!“

Der Forscher.

„Es war ja sehr interessant, dort im fernen Osten, aber ein paar mal im Monat gab es ein Erdbeben!“ „Hatten Sie denn keine Angst?“ „Ach, Angst? Die Erde zitterte ja mehr als ich!“

Freundinnen.

„Ich habe gestern Abend Anni getroffen — wir hatten eine lange vertrauliche Aussprache!“ „Das habe ich mir beinahe gedacht... sie wollte mich heute kaum grüßen!“

Freunde.

„Das steht doch jeder Dummkopf, daß die Rechnung nicht stimmt!“ „Ich kann nichts sehen!“ „Na, also, dann fast jeder Dummkopf!“

Grund genug.

„Ich habe jetzt endgültig beschlossen, Martin nicht zu heiraten!“ „Warum denn? Ist Dir was Schlechtes über ihn zu Ohren gekommen?“ „Nein — aber ich kann ihn trotz aller Mühe nicht dazu veranlassen, um meine Hand anzuhalten!“

Soldaten.

„Das Brot ist hart wie Stein, Herr Feldwebel!“ „Ich will Ihnen mal was sagen: wenn Napoleon das Brot gehabt hätte, als seine Armeen aus Rußland zurückzog, würde er es mit dem größten Vergnügen gegessen haben!“ „Natürlich... damals war es ja frisch!“

Sehr billig.

Mark Twain hielt bei einem Festessen einmal eine sehr wichtige Rede. Alles brüllte buchstäblich vor Lachen. Hinterher hielt ein Rechtsanwalt noch eine kleine Ansprache. Er hielt die Hände in den Taschen und begann mit den humoristischsten Worten: „Meine Damen und Herren! Soeben hat sich ein Wunder ereignet: Ein Humorist hat tatsächlich eine wichtige Rede gehalten!“ Hier sprang Mark Twain auf und rief:

„Und nun, verehrte Anwesende, erleben Sie das zweite Wunder: Sie sehen einen Rechtsanwalt vor sich, der seine Hände in den eigenen Taschen hat!“

Biel Körn um nichts.

Der junge Anwalt will einmal recht schneidig zugucken seines Mandanten loslegen, und als der gegnerische Anwalt anfährt: „Der Beklagte also begab sich zu der Wohnung des Herrn Müller, um mit ihm über den Fall zu sprechen. Vielleicht berichtet der Beklagte einmal, was Herr Müller da gesagt hat.“ — da fährt er dazwischen: „Diese Frage muß ich als nicht zur Sache gehörig abweisen.“ Der gegnerische Anwalt beantragt Gerichtsbescheid über Zulassung seiner Frage. Nach einer Weile ist sich der Gerichtshof einig, die Frage wird zugelassen. „Also was hat Herr Müller an diesem Abend zu Ihnen gesagt?“ — nimmt der Anwalt die Frage wieder auf. Angeklagter: „Ich habe ihn überhaupt nicht angetroffen.“

Sonnenbadgespräch.

An der Ostsee. Zwei Herren liegen auf dem Sande und plaudern. Die Sonne scheint heiß herunter. Das Meer rauscht. „Sie hamn da ä' interessanten Flegg“, sagt der eine. „Wo denn?“ „Da auf dem rechten Arm. Das ist ä' Bichmendslegg.“

„Was?“

„Ä' Bichmendslegg. In der Hand sid'n laudr' kleine braune Bingsid'n. Das sind Bichmende. Wenn nun die Sonne auf die Hand scheint, da hob'n die Bichmende alle an die Oberfläche. Da wird der Mensch braun. Bei Ihnen sind aber nun an einer Stelle sehr viele Bichmende. Und das gibb dann ännen sogenannenden Bichmendslegg.“ „Das ist ja indressant. Und sowas soll ich haben?“ „Nu freilich. Sie sind doch an der einen Stelle brauner als wo anders.“

„Meija. Das is kein Bichmendslegg. Da habe ich mich vorhin mid Cagao begleggerd...“ „Schade. Wenn's ä' Bichmendslegg wäre, wärsch indressant.“

Sohn des Vaters.

Das Söhnchen des Theaterdirektors hat den ersten Schulbesuch hinter sich. „Na, wie war es denn?“ erkundigt sich der Vater. „Du wirst es nicht für möglich halten, Papa! Es war...“

„Dann also!“

Betterlein, der ganz talentvolle Maler, vollführte gerade einen Indiantentanz, als der Kollege Bücklinger bei ihm eintrat. „Mensch, vor zwei Minuten hab' ich ein Bild verkauft! An den Direktor Zeißig. Er war mit seiner Frau hier; eben sind sie fortgegangen.“ Bücklinger nickt. „Äh, dann also!“

„Gerade sind mir auf der Treppe ein Herr und eine Dame begegnet, und hat die Frau zu dem Mann gesagt: Du bist ein Fiesl!“

Das Metermass

Ein Kapitel Trambahn von Julius Kreis

So, Hansel, tua dich brav zur Muatter herje'n, sagt die Frau in der Trambahn und nimmt ihren Buben auf den Schoß. Es ist kein Widelind mehr und kein Trageloh, es ist ein wohlgeratenes, so um die Schulspflicht herum lebendes Büschel.

Auf dem Schoß der kleinen Mutter nimmt er sich recht mächtig aus, die Leute sehen ein bißchen stirnrunzelnd darauf hin und ein Passagier murmelt mißbilligend: „A so a Mordstrumm! Klach! braucht aa nimmer am Schoß sitz'n!“

Das ist auch Ansicht des Schaffners, der aber in seiner Eigenschaft als Beamter seine menschliche Meinung in sachlich-dienstliche Worte kleiden muß.

Für den Buben da muß auch ein Fahrchein glöst wer'n.

„Was? Für den Kind? Ausgeschloffen! Da hab' i no nia a Billekt g'nomma so lang i mit ehm fahr. Waar ma schon 'dumm! Die Mutter blidt starr und abweisend am Schaffner vorbei, so, als ob der Fall für sie erledigt wäre. Der Schaffner jagt als geschulter Psychologe, gültig und wohlwollend: Geh, Frau, des steht doch jeder, daß der Bua an Fahrchein braucht.“

Über des steht aa jeder, sagt die Mutter, daß des Kind no minderjährig is. Und wenn S' was von Ihrer Vorschrift versteha, na wissen S', daß Minderjährige nix zahl'n müß'n. Vier Jahr werd er auf Wehnachten.

Der Schaffner: Vier Jahr oder vierzehn — des geht mi nix o... Was über an Meter is, zahl't!

Der Knabe: Mami, i bin scho fünf Jahr alt... Die Mutter: Red net so laudum daher, — viert werst!

Der Schaffner: Also, machen S' jetzt keine langen Gesicht'n mehr, Frau. Für den Bua müß'n S' zahl'n! Der is weit über an Meter! I bin ja net kleinlich, geh mir auf a Handbreit net 'samm, aber was 's' out is, is 's' out, da fehl't ja g'lei mehr als um a Bauernschuach.

Die Frau: Des Kind werd an Meter ham! Des glaab'n S' ja selber net. Hab ja i nur an Meter acht afuch'g.

Der Schaffner: Sehr einfach. Da braucht er si nur hinstell'n. Da is der Meter markiert an der Tür.

Die Mutter: Der braucht si gar net hi'stell'n! Des woach i besser, wie groß mei Kind is!

Der Schaffner: Tuat mir leid, nachher müß'n S' aussteig'n, Frau.

Die Frau: Wenn i mag, scho! Drei Jahr lang fahr i jetzt mit dem Kind scho auf der Trambahn und hob no nia zahl'n müß'n!

Der brummige Fahrgast: De könnt ja no zwanz'g Jahr damit umjunkt fahr'n woll'n... Die Frau: Gahna geh's überhaupt nix o! Sie schau'n grad so aus, als ob Sie was 's' schnabeln hätt'n. Mit dem Wamp'n nemma S' a so zwaa Plätz ei.

Der Schaffner: Also, Frau, lan S' vernünftig. Ueberzwanz'g S' Gahna selber, daß der Bua mindestens an Meter zwanz'g hat.

Die Mutter: Des ta n n er gar net ham! Mei Materl ham mir ericht neuli auf der Bie'l'n g'wo'n. De is um a Jahr älter und wiagt no soane vierz'g Pfund!

Der Schaffner (energisch): I fahr net weiter. Die Fahrgäste murren. Der Knabe verzicht das Gesicht zum Gekneien. Ein alter Herr redet der Mutter gut zu: „Geh'n S' zu, Frau! stell'n S' den Buben halt an das Maß hin, da is ja nix dabei.“

Die Frau (widerwillig nachgebend): ... Weil i no nia was zahl't hab' dafür... Der Hansl wird vom Schaffner an die Metermarke gestellt; unter der Anteilnahme aller Wageninsassen ergibt sich, daß er fast um Kopfslänge darüber hinausreicht.

Der Schaffner (mit dem resignierten Gesicht des Menschen, der viel um Recht und Vernunft kämpfen muß): I hab's ja g'lei g'sagt.

Die Mutter: ... Wenn des a Meter is, der Strich da...? Des müßt i scho bezweifeln, ob des a Meter is, des kloane Stüchl! Unjer Rückenstapeln is genau an Meter hoch und der Bua, der steht no lang net drüber.

Der Schaffner: Gahna Rückenstapeln föhna ma net rei'stell'n. Also: Zahl'n oder aussteig'n.

Die Mutter kauft während aus der Geldbörse die Münzel heraus. Über des sag i Gahna, daß i mi bei der Direktion beschwer und in die Presse laß i's an ne'le'h'n. Allweil geht's an de Kloana naus. Des mit dem Meter ham aa wieder de Großtopf'e'n ausdenkt. Und überhaupt, meiner Lebtig is der Bua toan Meter groß...

Die Frau ist geladen. Sie möchte jetzt gern so einen Großtopf'e'n beim Krawatt'n haben, es triibelt ihr nur lo in den Händen. Aber weil feiner da ist, wendet sie sich ihrem Buben zu, der wieder auf ihrem Schoß Platz genommen hat, und nun kommt erkt recht in das Bewußtsein der Mutter, daß sie für den Buben gezahlt hat. Sie nimmt ihren Hansl energisch um die Taille und legt ihn neben sich: Da host' di jetzt her! Zahl't is der Plätz! Des gang mir grad no ab, daß i so a Mordstrumm Mannsbuid am Schoß sitz'n hätt...!



Schottenwieg.

„Bringen Sie uns bitte zweimal Salzartoffeln!“ „Und was dazu?“ „Danke, die Beesfteaks haben wir uns selbst mitgebracht.“

Der Unterschied.

Um 8 Uhr war Bugge an seinen Stammtisch gekommen, aber bereits 10 Minuten vor 9 erhob er sich wieder. „Guten Abend, meine Herren! Ich will heute mal früh nach Hause. Da freut sich meine Frau.“ „Da hätten Sie doch erst gar nicht zu kommen brauchen.“

„Ach nee! da hätte sie sich nicht bloß gestreut — da hätte sie triumphiert.“

Es geht!

Der Firma B. geht es sehr schlecht. Fragt da einer den Geschäftsinhaber: „Was geht denn bei Ihnen eigentlich vor?“ „Nun, wenn ich ehrlich sein soll, nur meine Uhr.“

Eines Tages besuchte Boito, der Komponist der italienischen Oper „Meffistofele“, mit einem befreundeten Dirigenten der Mailänder Scala den Kritiker Filippo Filippi. Der Kritiker, der sich selbst auch mit der Komposition von Tänzen und Liedern befahnte, hatte gerade, als der Besuch kam, eine Mazurka beendet. Voller Stolz spielte er sie gleich den beiden Freunden vor. Als er geendet, hat ihn Boito, die Mazurka noch einmal zu spielen; sie interessierte ihn sehr. Filippi tat ihm den Gefallen, kaum aber war er fertig, rief Boito: „Lieber Filippi, Sie sind mir ja ein schöner Dieb; kommen Sie heute Abend mit, ich werde Ihnen beweisen, daß Sie die Mazurka gestohlen haben!“

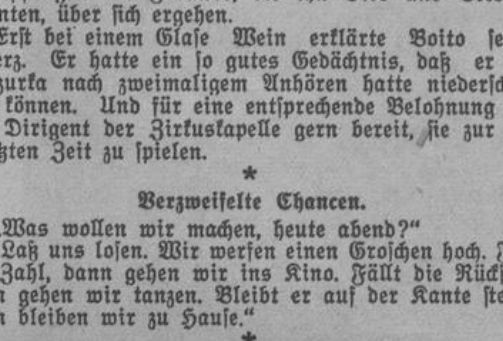
Alle Beteuerungen und Einwendungen konnten Boito nicht überzeugen. Er erschien am Abend pünktlich zur festgesetzten Stunde und holte Filippi und seinen Freund ab. Er führte sie in einen kleinen Zirkus, der ganz in der Nähe aufgeschlagen war. Die Vorstellung hatte gerade begonnen. Eine Kunstreiterin galoppierte gerade in der Manege und eine recht hübsche Kapelle spielte, während die Reiterin ihre Kunst zeigte, Filippis Mazurka. Filippi erblaute. Geschlagen ließ er die Beschimpfungen der Freunde, die ihn Dieb und Betrüger nannten, über sich ergehen.

Erst bei einem Glase Wein erklärte Boito seinen Scherz. Er hatte ein so gutes Gedächtnis, daß er die Mazurka nach zweimaligem Anhören hatte niederzuschreiben können. Und für eine entsprechende Belohnung war der Dirigent der Zirkuskapelle gern bereit, sie zur festgesetzten Zeit zu spielen.

Bergweisse Chancen.

„Was wollen wir machen, heute Abend?“ „Lach uns losen. Wir werfen einen Grochen hoch. Fällt die Zahl, dann gehen wir ins Kino. Fällt die Rückseite, dann gehen wir tanzen. Bleibt er auf der Rante stehen, dann bleiben wir zu Hause.“

Die Fatire



im Orient

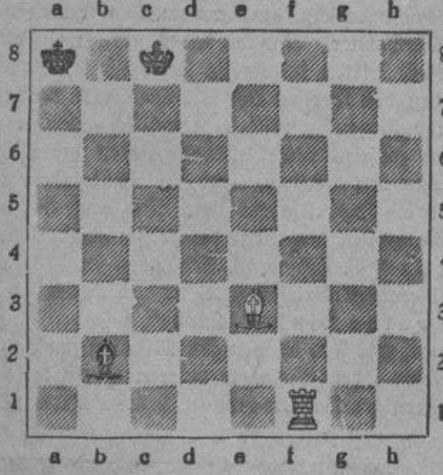
im Okcident

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 27 von H. Verhosen. (Römer Stadt-Anzeiger 1925).

Schwarz: Kd3, Ld2 (2).



Weiß: Kc8, Tf1, Le8 (3).

Matt in 3 Zügen.

Lösung der Juni-Aufgaben.

Aufgabe Nr. 22 von R. W. Kettner. Matt in 2 Zügen. Weiß: Kd2, Dg2, Td1, Te8, Lb8, Lc6, Sa5, Sc2 (9). Schwarz: Kd6, Da2, Ta8, Tb2, Sa6, b4, f4 h3 (8).

1. c2-c4 (droht c5 oder Lc6 beliebig) b4xc3 e. p. 2. Dg2-f2 ++; 1... Tb2xg2+. Lc6xg2 ++; 1... Da2xc4 2. Sa5xc4 ++.

Aufgabe Nr. 23 von H. Verhosen. Matt in 3 Zügen. Weiß: Kd5, Da1, Te7, Tf1, Lb5, b2, d6, e5, h6 (9). Schwarz: Kd8, Lc5, Tb8, Ba2, b3, d7, h7 (7).

1. Tf1-f2 Te5-c1 2. Te7-c2. Zieht der Turm, so folgt Te2-c8 ++ oder Da1-g1 ++, auf b3xc2 aber folgt Da1xa2 ++.

Aufgabe Nr. 24 von D. Hahne (Urdrud). Matt in 2 Zügen. Weiß: Kd7, Df4, Lf5, Le8, Sc7, Se5, Ld2 (7). Schwarz: Kc5, Tf1, Lg7, Ba3, a5, b3, e4, h3 (8).

1. Le8-b5! (droht Sc4) Kc5-b4 2. Se5-d6 ++; 1... Kc5-d4 2. Df4-e3 ++; 1... Kc5-b6 2. Se5-g6 ++.

Sd4x5 ++; 1... Re8xc7 2. b5-b6 ++; 1... Lf7xe8 2. Sd4-e6+ Dg8xe6 3. Sf8xe6 ++; 1... Sf6-e8 2. Sd4-c6+ b7xc6 3. Te7-d7 ++ oder 2... Kd8xc7 3. b5-b6 ++.

Aufgabe Nr. 26 von Dr. A. Krämer. Matt in 4 Zügen. Weiß: Kd6, Da4, Ta8, Tg8, La3, Ld1, Ba2, b4, b5, c2, e3 (12). Schwarz: Kc3, Lb8, Sb6, c7, c4, d2, e4 (7).

1. Ta8-a7 Lb8xa7 2. Tg8-b8 La7xb8 3. Da4-a8 Lb8-a7 4. Da8-g8 ++.

Der Trumpf der e-Linie.

Partie Nr. 49. Französische Partie.

(Gespielt im Nachener Meisterturnier.)

Weiß: Dr. Köhl, Nürnberg. Schwarz: Sohn, Berlin. 1. e2-e4 e7-e6 2. d2-d4 d7-d5 3. Sb1-b2 Sg8-f6

Gewöhnlich geschieht hier c5 mit der Fortsetzung dxc5, Lxc5, Sb3, Lb6 usw. mit vorteilhaften Gegengängen für Schwarz. Der Textzug stellt sich als vorteilhaft für Weiß heraus, da jetzt der Punkt b4, der sonst in der „Französischen“ Partie leicht zu einem Sorgenkind für Weiß werden kann, mittels c3, Sb3 und Sge2 hinreichend gedeckt werden kann. Zudem kommt Weiß auch zur Beherrschung der e-Linie.

4. e4-e5 Sf6-d7 5. Lf1-d3 c7-c5 6. c2-c3 Sb8-c6 7. Sg1-e2 Dd8-b6 8. Sd2-f3 c5xd4 9. c3xd4 Lf8-b4+

10. Ke1-f1 Damit geht Weiß der Vereinfachung durch Ld2, Lx2d2+, Dxd2, Dd4 usw. aus dem Wege.

10... f7-f5 11. g2-g3 Sd7-f8

Damit beginnt eine für den Sohn'schen Spieltypus charakteristische Umgruppierung. Die Stellung des schwarzen Königs erweist sich aber in der Mitte des Brettes im späteren Verlauf der Partie als nicht besonders günstig.

12. Kf1-g2 Lc8-b7 13. a2-a3 Lb4-a7 14. Se2-c3 a7-a6 15. b2-b4 Db6-c7

Ein Räumungszug für den b-Bauern! Es soll Sa4 nebst Sc5 verhindert werden. 16. Sc3-a4 b7-b6 17. Lc1-d2 Dc7-b7

18. Dd1-b3 Sc6-d8 19. Tf1-c1 Sb8-f7 20. Te1-c2 g7-g5

Der damit eingeleitete Angriffsversuch ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Als Merkmal bleibt, wie immer bei derartigen unmotivierten Angriffsmanövern, eine deutliche Schwäche des Königsflügels.

21. Ta1-c1 Lc7-d8 22. b2-b4! h7-h6 23. Te1-b1 g5-g4

Nun ist die Spannung auf dem Königsflügel aufgehoben und Weiß kann sich in Ruhe auf die kommenden Ereignisse vorbereiten.

24. Sf8-g1 Dd7xa4 25. Dd3xa4 b6-b5 26. Da4-b3 Ld8-b6 27. Sg1-e2 Sf8-g6 28. Tf1-c1 0-0 29. Te2-c6 Tf8-e8?

Hier gab es nur Sd3! 30. Dd3x5! Sg6xe5 31. Te6xe6 Se5-c4 32. Dd3-b3 Te8xe6 33. Lf5xe6 Kg8-g7 34. Se2-f4 Ta8-b8 35. Dd3-g6+ Kg7-f8 36. Le6xf7

Sehr stark kam auch Sh5 in Betracht; jedoch genügt hier auch der Qualitätsgewinn zum Gewinn.

36... Dd7xf7 37. Sf4-e6+ Kf8-e7 38. Dg6-f7+ Kc7xf7 39. Sc6xb8 Lb6xb8

Es folgte noch: 40. Lb6; 41. Le3, a5; 42. bxa5, Lxa5; 43. Ld1, Sxa3, 44. Lb3, b4; 45. Ld2, Sc2; 46. Lb2, Sxb4; 47. Lx4, Ld8; 48. Dd2, Lf6; 49. Le5, Sf3; 50. Lxb5, Re6; 51. Ld1, Kf5; 52. Lb1, Sd2; 53. Lb5, Kg6; 54. Lb4, Kf5; 55. Lf4. Aufgegeben.

Glänzendes Kombinationspiel.

Partie Nr. 50. Damengambit.

(Gespielt in dem kürzlich beendeten Turnier zu Budapest.) Weiß: Krydmann (Polen). Dr. Widmar (Zugoslawien). 1. d2-d4 d7-d5 2. Sg1-f3 Sg8-f6 3. c2-c4 c7-c6 4. c4xb5

Diese frühzeitige Auflösung der Spannung im Zentrum verpflichtet dem Anziehenden keinerlei Vorteil. 4... c6xb5

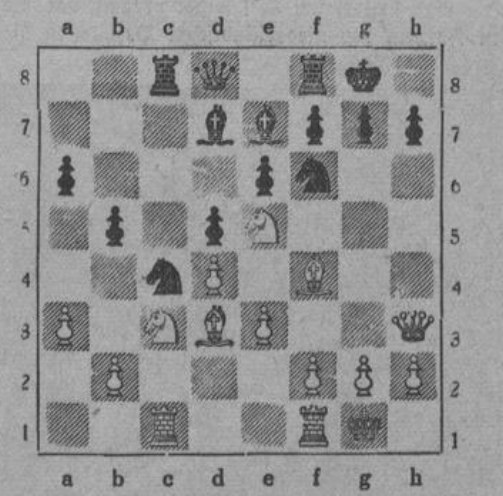
5. Sb1-c3 Sc8-c6 6. Lc1-f4 e7-e6 7. e2-e3 Lf8-e7 8. Lf1-d3 0-0 9. 0-0 a7-a6

Sehr gut ist an dieser Stelle der von Bogoljubow empfohlene Springerausfall Sb5, um die ungünstige Stellung des Läufers auf f4 auszugleichen. Le6 könnte darauf vorteilhaft mit f5 oder f6 beantwortet werden.

10. Ta1-c1 Lc8-b7 11. Sf3-e5 La8-c8 12. a2-a3 Sc6-a5 13. Dd1-f3 b7-b5 14. Df3-h3 Sa5-c4?

Schwarz überflieht die hübsche Kombination, die Weiß auf den Textzug im petto hat, sonst hätte er sich wohl etwas mehr die Sorge um seinen gefährdeten Königsflügel angelegen sein lassen.

Stellungsbild.



15. Sc3xb5! Enthält die hübsche Falle: 15... e6 16. Sd7 Dd7 17. Lg7+ Kf8 18. Lf5 mit Damen-gewinn. Alles andere verliert auch.

15... Sc3xb5+ 16. Sb5xe7+ Dd8xe7 17. Dd3xc4 Te8xc4 18. Lc1xc4 b5xc4 19. Lf4-g5 Aufgegeben.

Lösungen und Aufschlüsse an W. Weßphalen, Dortmund, Gronaustr. 44.

Bomben-Diätling

Himmel und Meer

Von Dr. Klara Maria Faßbinder

In einem lichten dunkel Blau breitet sich die Adria um uns, den Himmel über sich spiegelnd. Dann senkt sich die Sonne ins Meer. In breiten glühenden Streifen leuchten die Wolken auf, in breiten glühenden Streifen spiegelt das Meer sie wieder. Aber der Wind weht kühl und bald ziehen sich die Wolken zusammen. Nichts ist von Sternen zu sehen.

Aber andere Nächte kamen, da sie den Himmel dichter und dichter überluden, daß er auslief wie ein funkeln- gesüßtes Kleid. Jeder einzelne Stern leuchtete hell und viel mehr waren sichtbar als an unserm nordischen Him- mel.

Dennoch suchten wir dessen Sternbilder und den Po- larkern, der jeden Tag ein wenig tiefer am Horizont stand. Dafür stieg auf der Südseite das Kreuz des Sü- dens mit jedem Tag höher. Aber mit unsern Sternbil- dern war es doch nicht zu vergleichen!

Es war fast Neumond, als wir Venedig verließen und es dauerte Tage, bis die schmale Stichel des zunehmenden Mondes endlich am Abendhimmel sichtbar wurde. Früh gingen die Sterne auf, nachdem die Sonne um die sechste Abendstunde mit einem schnellen Ruck ins Meer gesunken war, als ob eine Hand plötzlich den Faden losließ, der sie bisher gehalten hatte. Wenn wir nach dem Abende- essen auf Deck kamen, war tiefe, sternbesäte, mondüber- gossene Nacht. Aber war diese schmale Krümmung, die waagrecht hoch oben am Himmel hing, wirklich unser „zunehmender“ Mond, der wie der obere Teil eines ge- schriebenen 3 aussieht? Dieses helle Ding aus ganz fun- kelndem Silber mit den scharf abgeschnittenen Rändern, das mit seinem Licht fast blendete? Aber er mußte es wohl sein und jeden Abend sahen wir staunender in sei- nen metallischen Glanz. Aber so poetisch wie unser Ver- schleierte Mond war jenes funkelnde Südmeergestirn nicht!

Unter dem Sternhimmel lag das Meer. Manchmal zogen funkelnde Lichter in seinen Bogen, eine Art Meer- leuchten. Es war schwer, sich von dem Anblick zu tren- nen und die Kabine zur nächtlichen Ruhe aufzusuchen!

Wunderbar tiefblau mit einem weichen Schimmer, wie das Glas der Jean Becken Basin sah das Meer aus, da es Rotes Meer hieß und Indischer Ozean. Stun- denlang konnte ich hineinschauen in die gleichmäßig be- wegte Fläche, die nur manchmal von einer Schar von Delphinen oder aufspringenden fliegenden Fischen aufge- sucht wurde. Wie Libellen oder wie Kolibris sahen diese aus, zumal, wenn 10, 12 oder eine nicht zu zählende Schar auf einmal auftauchte.

Gegen Abend bekam das Meer, wenn die Sonnen- strahlen noch schräg darüberhinfuhren, jenen violetten Schimmer, der uns die homerischen Ausbrüche „das weis- senfarbene Meer, das weinfarbene Meer“ als die einzig richtigen erscheinen ließ.

So tief blau und so unverändert war es über eine Woche lang, daß uns die grünliche Farbe in der Nähe von Bombay ganz verwunderlich vorkam. Gab es denn noch etwas anderes als jenes silberüberhaute tiefe Blau?

Nach ja, es gab noch anderes! Es gab ein stumpfes, nichtsagendes Grau, als sich hinter Bombay und hinter Colombo der Himmel bezog und tiefe Regenwolken her- niederhingen, so tief, wie sie nur je über einer deutschen Landschaft hängen können. Trübselig sahen wir das Wasser unten fallen, in dem nichts mehr an einstigen Glanz und Schimmer erinnerte.

War es also nicht das Gesicht des Meeres, das uns beglückt hatte alle die Tage hindurch? Beschä das Meer nichts, das ihm wirklich zu eigen war? Konnte es nur widerstrahlen, was es vom Himmel empfing?

Und wie ein Bild und Gleichnis erschienen mir Him- mel und Meer.

Meer-Bild der menschlichen Seele, die so reich erschei- nen kann, so unveränderlich reich. Und die sich wandeln kann, zum Nicht-mehr-wieder-zu-erkennen. Die sich ihrer Gaben rühmen mag und die doch nur widergibt, was sie empfangen hat, die arm und bloß wird, wenn die himmlische Gnade sie für eine Weile sich selbst über- läßt.



Für die Reisezeit

Elegante Bluse aus kariertem Taft im Kimonoschnitt mit gerafftem tuchartigem Ueberteil

Himmel und Meer, Sonne, Sterne, Mond — und düstere Wolken. Menschenfeste und ihr Gesicht, schwebend zwischen Himmel und Erde, Seiden verbunden, beide verbindend. Möchte meine Seele ein klarer Spiegel sein, den sonnenbeschiedenen, den gestirnten Himmel rein zu empfangen. Möchte ein gnadenvoller Himmel über ihr stehen, der ihr Schönheit und Fülle als schimmerndes Kleid leihe, als sein Widerschein!

Ferien ohne Reise

Von Maria Kirchgeßner

Wenn man kein Geld hat, muß man eben zu Hause bleiben. Das ist traurig, und doch werden sich auch in diesem Sommer viele Familien mit dem Gedanken ver- traut machen müssen, zum Sommerurlaub mit den Kin- dern nicht verreisen zu können, weil der Geldbeutel zu leer ist.

Aber soll man deshalb ganz resignieren und die schö- nen Sonnentage samt den Kleinen trübselig hinter den sicher auch trübselig dreinschauenden vier Wänden ver- drängen? Das darf nun grade nicht sein, und die Mut- ter muß sehen, die Ferien sich und den Kindern eben zu- hause so schön und erholsam wie möglich zu machen. Daß der Vater mittut, ist selbstverständlich. Väter haben so- wie so meist noch mehr Unternehmungsgeist als die ge- plagte Hausfrau; aber es kommt nun grade mal darauf

Gefächter. Und die Kinder werden nicht mehr traurig sein, daß sie in diesem Jahr nicht verreisen durften.

Nun ist auch oft ein Garten da — und wenn es nur das kleinste Stückchen Land ist —, der für Mutter und Kind Raum genug gibt für das Luft- und Sonnenbad und zu einem kleinen Spiel. Den Kleinsten macht schon ein Wasserhauch zum Plätschen helles Vergnügen. Du kannst weiter die „Kerze“ üben und dich an sonstigen gym- nastischen Kunststücken versuchen. Du wirst braun und geschmeidig werden. Du wirst dich freuen und deine Kinder noch mehr. Vom Vater ganz zu schweigen.

Bedenke: es ist nie zu spät!

Nomen est omen

Wie sollen wir unser Kind nennen?

Gehen wir einmal in Gedanken die Reihen unserer Bekannten durch, so können wir immer und immer wieder feststellen, daß überraschend oft die Namen den Charaktereigenschaften, dem äußerlichen Typ und der Lebensart ihrer Träger entsprechen. Die scheinbar so willkürlich gewählten Namen werden zum Wunschnamen ihrer Träger und decken sich mit ihrer menschlichen Er- scheinung.

Im allgemeinen stehen die Namensnennungen mehr oder weniger stark unter den zeitlichen Einflüssen der



Halbsportlicher Stil

Die Machart des schlichten jugendlichen Jumperkleides aus pastell- farbener Angorawolle läßt es kostümartig erscheinen. Dieser Eindruck gibt ihm als Stadtauszug eine geschlossene Wirkung.

Zweckmäßige Kleidung für Reise und Sport



1. Das kleine Sportkostüm ist aus maikäfer- braunem, genopptem Diagonaljersey. Beachtenswert sind die waagrecht gestellten Knöpfe und die neuen Taschen, die dem Gürtel angeschnitten sind. Darunter trägt man einen dünn gestrickten Rollkragenjumper. Haarig und gerillt zugleich ist das lichtmarine Westenkostüm in neuer sportlicher Form, das die mittlere Figur zeugt.

Das Paletotensemble aus perlgrauem, zartem Jer- seykrepp gewinnt durch die reiche Bienenverzierung, durch den Falteneinsatz im Rock, die angedeutete Jumperform und das grau-blau gemusterte Tüchlein.



2. Das Paletotjackenkleid aus haarigem, licht- grauem Knötchenjersey ist der modernen Frau will- kommen: sie trägt es mit einer lichtroten Wollbluse. Ein englisches Jackenkleid aus widerstandsfähigem braunem Alpenjersey bester süddeutscher Qualität, ist für Alltag, Reise und Sport unentbehrlich.

Leinenjersey, etwas ganz Neues, ist das Material des flotten, leichtgrünen Promenadenkleides, das durch Stepplinien und Fransenkanten den neuesten Mode- vorschritten folgt, es ist ein Kleid, das zugleich sach- lich und elegant genannt werden muß.

die atmosphärische Färbung eines Namens, seine atypische und optische Untermauerung wirkt sich auf den Träger aus.

Verblüffend ist die wiederholt gemachte Feststellung, daß sich die Träger eines gleichen Namens — und Nam- men sie auch aus den verschiedensten Bevölkerungs- schichten — in ihren Lebensäußerungen und Charakter- eigenschaften merkwürdig ähneln. Der Name zwingt einen Menschen eben zu einer künftigen Verhaltensweise, die dem Namenssymbol zumindest ähnlich ist. Sehr oft können wir auch feststellen, daß, wenn ein Name nicht ganz dem Wunschnamen des Trägers entspricht, sich dieser in seinem engeren Freundeskreis einen Menschen mit dem Wunschnamen und den entsprechenden menschlichen Eigen- schaften aussucht. Oder aber er bildet sich selbst Kofe- namen, die nicht etwa eine Verniedlichung, sondern viel- mehr eine gerechte neue Formgebung seiner Persönlich- keit darstellen sollen.

Die Wahl des Vornamens ist also von entscheidender Wichtigkeit für die Entwicklung eines Menschen, er ist nicht selten wie die Handschrift Ausdruck seiner Gesamt- erscheinung und bestimmt seine Zukunftspfade, Hand- lungen und Ziele. Mögen alle Eltern aus dieser Erkennt- nis die richtige Augenwendung ziehen und ihre Kinder mit den Namen beschenken, die ihnen als wirklich för- derndes Vorbild vor Augen stehen und nicht nur einer modischen Zeitströmung entsprechen.

31. 10. 1933.

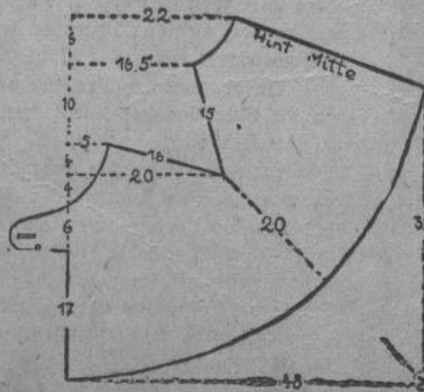
Behandlung des Rades und der Radlerin

Um der vielen Annehmlichkeiten und Stunden willen, die einem das Stahlrohr besonders zur Sommerzeit bietet, verdient es liebevolle Pflege. Mit Bürste, Pinsel und Lappen reinigt man Rahmen, Felgen und Rette von Staub und Schmutz. Del und Vaseline befeuchten und verhüten den schädlichen Rost. Bei längeren Pausen werden die Pneumatiks stramm aufgepumpt. Das Rad wird in einem trockenen Raum auf ein Gestell gehängt oder schwebend aufgehängt. Um zu verhindern, daß die Reifen bei längerem Stehen gänzlich austrocknen und spröde und bröcklig werden, befeuchtet man sie von Zeit zu Zeit mit Wasser, dem ein wenig Glycerin bei- gemengt ist.

Der Motor des Fahrrades ist der Körper des Fahrers, der nicht minder sorgfältig behandelt werden muß. An- fänger sollen ihre Leistungen nur allmählich steigern. Aber auch die geübte Fahrerin wird einen Tagesdurch- schnitt von 35 Kilometern nicht überschreiten. Dabei gelte es als Grundregel — zur Schonung von Herz und Lunge — nur kleine Hügel mit kräftigem Tempo zu neh- men, Steigungen von beträchtlicher Länge und Höhe jedoch ruhig und gleichmäßig zu fassen. Wenn die Luft knapp wird, ist es in jedem Falle ratsam, abzuspringen und das Rad zu schieben. Mäßiges Essen, Vermeidung überflüssiger Getränke erhöhen die Leistungsfähigkeit. Bei unangenehmer Steifheit nach besonders harten Fahrten nimmt man ein warmes Bad mit nachfolgender Ein- reibung von Franzbranntwein.

Ein praktischer Frisierumhang

Bei der häufigen kurzen Toi- lette im Laufe des Tages ist es vielen Damen zu unständ- lich, erst ihre Frisierjacke anzuziehen, um zu verhin- dern, daß kleine Härchen auf dem Kleid zurückbleiben. Wie praktisch ist da diese Frisier- jacke, die im Handumdrehen umgeknöpft ist. Ihre Her- stellung ist, wie unsere Zeich- nung zeigt, überaus einfach und erfordert nur ein Stück- chen Stoff u. wenige Minuten Arbeit.



Traum um den Wardar

Von August Détrée

„Verfluchte Bullenhitze!“ brummte der Telegraphist Paul Merz. Er ließ sich am Wegrand nieder, froh, das schwere Leitungsmaterial für eine Viertelstunde quitt zu sein.

Um ihn lag die weite mazedonische Landschaft. Durchs Tal wälzte der Wardar seine breiten Fluten; jenseits des Flusses und im weiten Umkreis Berge, Berge. Nacht, tief tabakbraun, versengt, von Schründen zerrissen, manchmal von grauen Steinadern durchsprungen — so türmten sie sich auf. Kein Grün, kein farbroter Fleck, nichts. Nur immer dieses fürchterliche Dunkelbraun, eine feingewordene Melodie der Trostlosigkeit.

Paul Merz blinzelte müde durch die halbverschlossenen Lider. Im Tal zu seinen Füßen trotz das Dorf Kriwolof hin. In der Mitte die Moschee, ein breiter dorischer Bau mit nur wenigen Fenstern. Aber schlanke und weiß lag an ihrer Seite das Minarett auf, dreimal so hoch wie das Gebetshaus, und stand mit seiner starken Spitze gleich Mohammeds Schwert in den wolkenlosen Himmel. Eden trat der Muezzin auf die Plattform und

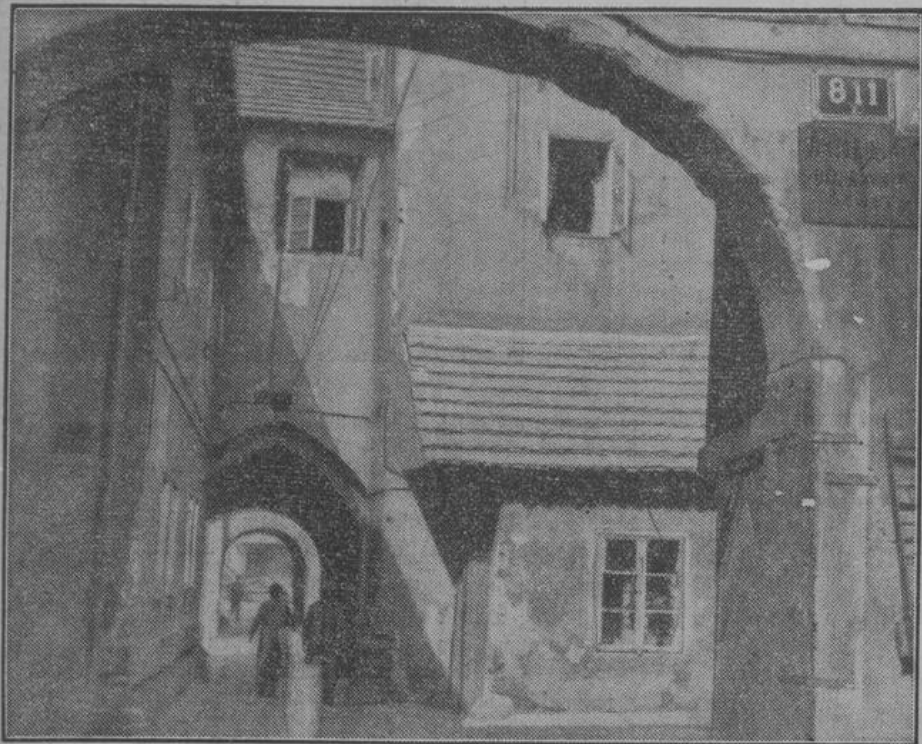
wollte dem Ankömmling an die Beine fahren, aber Supp Rüttgers wies ihn zur Ruhe.

Der Fremde hob zum Gruß die Hand an die Kopfbedeckung, ein Mittelding zwischen Fetz und Mütze. „Gutte Waren“, radebrente er, Ei-er, Kognat — laufen Herren?“ — Also ein serbischer Händler.

„Wo hätte dann da wandernde Liegladen?“ fragte der Köhner. Der Händler riet aus Supps Handbewegung, was gemeint war, und rannte auf die Straße.

Die drei traten ans Fenster und sahen draußen zwei gepackte Esel stehen, dabei einen zweiten Händler. Der erste kam sofort wieder herein und hielt eine Halbliterflasche und ein grünes Likörgläschen in der Hand. Er schenkte das Glas voll und reichte es Supp Rüttgers. Supp kostete, schnitt eine Grimaße und schüttelte den Kopf auf den Fußboden. „Wat Kää, dat soll Kognat sin? Dat es Wasser mit e bißche Sprit! Loß dich beirave mit dingem Schabau!“

Der Händler merkte, daß er sein Getränk nicht an den Mann bringen konnte. „Abürt gutte Ei-er!“



Malerischer Winkel aus der Prager Altstadt

Eine der romantischsten Städte, die noch aus dem Mittelalter erhalten sind, ist Prag, dessen malerische Altstadt den Geist längst vergangener Epochen lebendig macht.

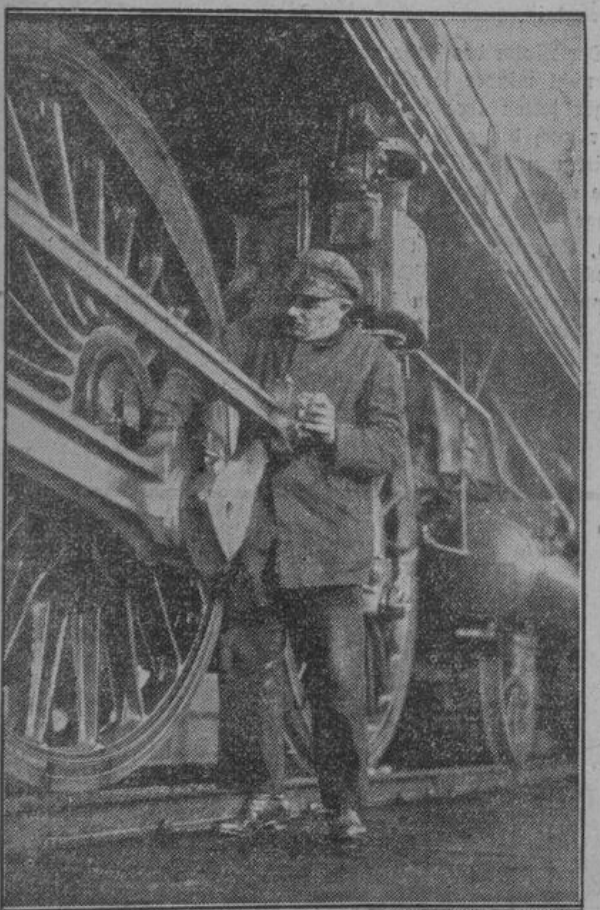
ließ sein „All' il Allah“ durch das Tal erschallen. „Auf, ihr Gläubigen, zum Gebet! El All' ist da, die Zeit der Kniebeuge, drei Stunden nach Mittag!“

Die Stimme drang bis zu dem einsamen Deutschen am Berghang. Freilich nur gedämpft; die Entfernung war zu groß. Aber er konnte doch die bulgarischen Planwagen unterscheiden, die vor der Moschee hielten, und zwei Händler, die mit ihren hochgepackten Eseln des Weges zogen.

„Sonderbar!“ murmelte er. „Das alles hab' ich doch schon einmal gesehen, die Moschee, die Wagen, die Männer, die Tiere. Auch die Stimme des Muezzin muß ich gehört haben — ganz gewiß, die Endsilbe von Allaah, diesen langgezogenen Ton... Donnerwetter!“ ermunterte er sich, „ich träume mit offenen Augen wie die Hasen, oder ich hab'n Stild Sonnenstich weg! Rasch ins Tal, damit ich den Kopf unter Wasser stecken kann!“

Drei Wochen später. Im Bahnhofsgelände saßen die Telegraphisten Paul Merz aus München, Richard Meerlag aus Hamburg und Supp Rüttgers aus Köln. Das Kleeblatt hatte seit acht Tagen noch einen weiteren Quartiergenossen. Er lag in einer Ecke und streckte alle Viere von sich. Das nahm ihm niemand übel, denn er war ein Hund, ein mittelgroßer, struppiger, Balkanlöter. Von Koffdampf getrieben war er Supp Rüttgers zugefahren. Der hatte ihn Schäl getauft in Erinnerung an eine Hauptfigur im Kölner Hennesstheater.

Schäl schlief. Jetzt hob er den Kopf, blinzelte ins Licht, knurrte. Gleichzeitig ging die Tür auf, und durch den schmalen Spalt streckte sich ein sonnenverbranntes Gesicht mit einer Faltenase und einem verwilderten Schnauzbart. Die schwarzen Augen überflogen mit einem Blick den Raum, dann erstreckte die ganze Gestalt im Tür Rahmen. Schäl stieß ein wütendes Geflüß aus und



Auch das ist wichtig für die Ferienreise

Damit wir bequem und sicher in jederdem Tempo in die Ferien eilen können, müssen tausend Hände tüchtig sein. Das Schmierer der Riesenräder der Lokomotive ist dabei noch notwendiger als die gutgepackten Koffer.

empfahl er weiter. — „Kösten?“ fragte der Hamburger und machte mit Daumen und Zeigefinger die Gebärde des Geldzählens. Der Serbe hob drei Finger der linken und den Daumen der rechten Hand in die Höhe. „Drei einer Mart!“ — „Kaus!“ schrie Meerlag und hielt ihm die Faust unter die Nase. Der Händler machte einen gewaltigen Satz zur Tür hinaus. Supp lachte hinter ihm her.

Paul Merz schüttelte den Kopf. „Der Bruder gefällt mir nicht. Der hat sonst was vor; der Handel ist nur Vorwand. Habt ihr gesehen, wie die schwarzen Augen durch die Stube gingen? Und ich meine bestimmt, ich müßte das Gesicht mal irgendwo gesehen haben. Zerbreche mir nur den Kopf, wo das wohl gewesen sein könnte.“

Drei Tage später erschien überm Wardar ein französischer Flieger, zog einige Schleifen, orientierte sich mit verblüffender Kaltblütigkeit und verschwand dann wardarabwärts.

„Eine bannige Unverschämtheit von dem Kerl!“ munterte sich der Hamburger. Und Paul Merz meinte: „Na, da wirds ja in den nächsten Nächten feste kochen!“

Das war Donnerstags. Freitags hatte Paul Nacht dienst. Er schlief sich gerade eine friische Pfeife an, da kam Meerlag hereinsetzt.

„Mensch“, rief er, „da ist bestimmt was gefällig! Will ich da eben ins Dorf gehen, denn heut war 'ne Hochzeit, und sie feiern in der Dorfschenke, und ich will mir den Zinnober mal ansehen, damit ich später denen zu Hause was von 'ner Balkanhochzeit verkären kann, da seh ich ein Feuer drüben auf den Bergen, jenseits vom Wardar. Was soll das Feuer in der Nacht, frag' ich dich. Da steht eine Lumperei hinter, sag' ich.“

Paul Merz kam nicht zur Antwort, den schon raffelte der Apparat: „Feindliches Flugzeuggefecht wirt Bomben auf Dubodo.“

„Da haben wir den Salat“, knurrte Paul. „Ich freß 'nen Besen, wenn wir nicht auch hier Besuch kriegen.“

Kurz darauf Propellerjurren. Dann Heulen, Dröhnen, Krachen, Verstein. Und wieder Fliegergeräusch, das in der Ferne verschwand. —

„Mor jet los die Nacht!“ fragte am andern Morgen Supp Rüttgers.

„Ne“, sagte Paul. „Wo ein Fliegerüberfall. Zwanzig Bomben. Einer von den Dorfsleuten tot, zwei bulgarische Eisenbahner verwundet. Ein Glüd, daß das Munitionsdepot nichts mitgekriegt hat, sonst wärst du höchstwahrscheinlich im Himmel wahngeworden!“

„Donnerkei!“ wunderte sich Supp. „Ich han jeshlofe wie en Nag. Ich wor jestern owend em Weetshuus für de Suchzit je beluren. Da Schabau moß wohl e paar Prozent mieh jehat han, wie da neulich von dem Serbsky. No jo, et hät noch immer jot jejanke!“

Wenige Tage später wurde bekannt, wer den Fliegern das Feuerzeichen gegeben hatte. Einige Hochzeitsgäste hatten auf dem Heimweg am Berghang in der Nähe des Feuers zwei Esel angebunden gefunden. Tags darauf waren die Händler aus der Gegend verschwunden.

Es kam Befehl, daß der Betriebszug 2 sich nach Demirtapu in Marib zu sehen habe. Gegen Abend kamen sie an, unser Kleeblatt und vier weitere Kameraden. Von einer Anhöhe übersehen sie das Dorf: das Stationsgebäude und eine Handvoll zerstreut liegender Hütten.

„Sonderbar!“ murmelte Paul Merz. Wie im Traum markierte er weiter. Der Bahnhofskommandant wies ihnen ihr Quartier an: eine Hütte, die von den Bewohnern verlassen war.

Der erste, der schnarchte, war Schäl. So müde Paul Merz war, schlafen konnte er nicht. Es ließ ihm keine Ruhe: das Dorf, dieses Demirtapu, hatte er doch schon gesehen — die Berge, die Hütten. Auch diese Lehmbehauung hier. Aber wie war das möglich?

Da, in der Minute vor dem Einschlafen, in dem Augenblick der — den meisten Menschen unbekannten — kürzesten Hellblütigkeit war es da. Plötzlich. Endlich gab das Un-

terbewußtsein das Geheimnis preis, das es durch zwei Jahre gehütet hatte. Sene Erinnerungen der letzten Zeit, die wie flüchtige Schimen auftauchten, waren nur die nebelhaften, flüchtigen Konturen eines Bildes gewesen; nun trat das Bild selbst hervor.

Ein Traumbild war es, geträumt vor dem Kriege in Pauls Heimat. Hinter Berge in einem felsigen Lande hatten sich drohend emporgerichtet — in einem Flußtal erhob sich eine Moschee mit einem weißen schlanken Minarett in der Mittagsglut, Planwagen davor, zwei Männer mit Eseln, lang hingezogen der Ruf des Muezzin: „All' il Allah“ — dann huschte eine verwilderte Gestalt durch den Traum, ein häßliches Gesicht, verschlagene Augen — nun ein Dorf im Abend, eine Lehmhütte — er lag unter den Kriegskameraden — plötzlich ein Feuermeer, die Hütte brannte lichterloh, Flammen schlugen zum Nachthimmel. ...

Paul Merz sah das alles deutlich, zum Greifen nahe. Das Herz schlug ihm bis in den Hals.

Ein Wahntraum also! Das gab es — Paul hatte davon gehört, zu Hause schon, auch in Berichten von Frontkämpfern hatte er solche Dinge gelesen. Aber was tun? Die Kameraden wecken? Die todmüden Leute? Die würden ihm schon kommen wegen seiner Spötkieberei. Nein — er mußte für sie wachen.

Aber nach einer Weile kam auch über ihn das Schlafbedürfnis; die Lider wurden ihm bleischwer. Da hämmerte es durch seine Nerven: Nicht schlafen! Gefahr!

Er erhob sich, pfliff leise dem Hund und trat vor die Tür. „Schäl, laß!“ Der Hund streckte sich. Die Nacht war wolkenverhangen. Ich will ein bißchen rekonnostrieren, dachte Paul und fühlte nach dem Revolver in seinem Gurt. Die Hütte lag einsam, nur ein Pfad führte zu ihr, der zwanzig Meter weiter steil aufstieg und in einem

Buschwerk verschwand. Paul begann zu klettern, in der Nacht eine verschämte Sache.

Was war das? Ein Geräusch! Er blieb stehen, hielt den Atem an. Jetzt wieder. Ein Schnauben von Pferden! Oder — blitzschnell kam der Gedanke — von Eseln! Also die beiden serbischen Händler in der Nähe! Paul ließ sich sofort auf den Boden gleiten, horchte — minutenlang. Kein Laut, nur manchmal das Schnauben der Tiere. Das Schnauben klang jetzt entfernter; die Tiere mußten also seitwärts zwischen den Sträuchern angebunden sein. Was jetzt? Bis ich das Viehzeug gefunden habe, kann der Teufel bei der Hütte los sein. Zurück, Wie lang bin ich überhaupt unterwegs? Eine halbe Stunde?

Paul raste den Weg hinab — rutschte aus, schlug auf den Hintertopf — Himmel, wie der Schädel brummte! Weiter. Was ist das? Da liegt die Hütte — Flammen schlagen aus dem Schindeldach! Er hegte zur Tür, die Bretter stehen schon halb in Flammen — „Feuer!“ brüllte er, „Feuer!“

Die Kameraden taumeln heraus, höchste Zeit — Flammengarden loben, prasseln, schlagen zum Himmel. Die Brandstifter, die Kerle — wo? Die Soldaten zerstreuten sich in die Nacht, fanden im Buschwerk die beiden Esel — brachten die Dorfbewohner auf die Beine. Alles vergeblich.

Aber wo war der Hund? Sie fanden ihn hinter der Hütte — tot. Die Brandstifter mußten ihm ein vergiftetes Stild Fleisch zugeworfen haben, ein Knochen lag noch bei ihm. „Merme Schäl!“ sagte Supp Rüttgers und schrie ihm über den Kopf. „Dat verfluchte Gekocks!“ Er knirschte zwischen den Zähnen: „Loß mich die Kriegen!“

Am nächsten Tage wurden die Brandstifter, die beiden serbischen Händler, von bulgarischen Truppen gefaßt und kurzerhand an einen Baum geknüpft.

Nächtliches Drama

Von L. von Reppert

Dort, wo der starre, graue Dornbusch sich dichter zusammenzieht, wo über hohen, schlanken Stämmen die schirmartigen Kronen der Kameldornbäume gegen den lichtüberfluteten Himmel stehen, liegt das Flußbett. Es ist trocken, denn die Regenzeit ist längst vorüber und der helle, körnige Sand wurde von den Feuern der großen afrikanischen Sonne nun seit vielen Wochen erbarmungslos durchglüht.

Ringsum herrscht die überwältigende Stille der Wüste, der sonnenmüden Weiten, die nur selten von dem Schrei eines Hornvogels oder dem schnarrenden Loden eines Ferkelhuhns unterbrochen wird. Durch den leicht gewellten Sand ziehen sich vom Rande des Riviers her einige schmale, glattgeschliffene Gleise. An ihrem Endpunkt, im Kern des Sonnenfeuers liegt, in schwer ruhender Känge zusammengezogen, die Puffotter. Sie ist eine alte, behäbige Schlangennutter von der Stärke eines kräftigen männlichen Unterarmes. Der breite, dreieckige Otternkopf lagert mit geschlossenen Augen in der Mitte des zusammengeringelten, etwas über einen Meter langen Körpers. Hier ist ihr Lieblingsplatz für die Siefta des Tages. Hier träumt sie ungeführt von den Beutejügen der mond-fahlen, gepeinigten Nächte, von den ekstatischen Augen-blicken ihrer giftigen Biße, von der langamen, lustvollen Gier des Hinunterwürgens — und vielleicht zu Zeiten von ihrer Liebe und ihren kleinen, züngelnden Schlangenkindern.

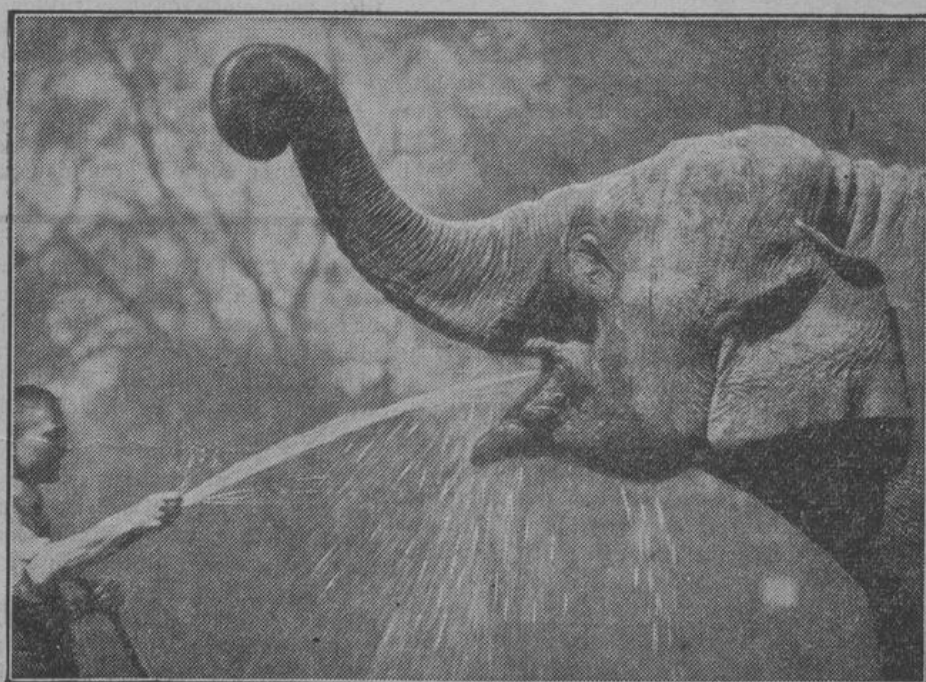
Die Sonne rückt ins letzte Drittel, die ersten Schatten fallen über den leuchtenden Sand. Die Puffotter beginnt ihre Känge zusammenzuziehen, zu dehnen, ihre Kreise aufzulösen. Langsam hebt und senkt sich der Kopf, die gepaltene Zunge wird sichtbar, die kleinen bösen Augen funkeln wie dunkle, flatternde Akate. Dann gleitet sie in schwerfälligen trägen Windungen über den Sand der

Rachegeheiß für all die armen, zitternden Geschöpfe, die dem tödlichen Biß der Giftzähne zum Opfer fallen.

Jetzt steigt der Mond über den Kameldornbäumen auf, zieht die ruhenden Schatten der Nacht vom Flußland in die Baumkronen hinauf und weißt ein Heer geisterhafter Wesen aus dem Gewirr des Buschlandes, aus den tief eingerissenen Steilufsen und verdödeten Schwemmlinseln. Die reglosen Körper der Eulen schimmern in weihem Glanz; in ihren großen Augen brechen sich opaffierende Strahlen. Wieder vergeht eine Stunde. Die Eulen warten, wie sie viele Nächte an dieser Stelle gewartet haben; bis der Hunger sie forttrieb. Plötzlich dringt aus dem Geflüpp ein nur für das feine Eulenohr vernehmbares Rascheln, kurz darauf schiebt sich das dunkle Dreieck des Puffotterkopfes hervor. Der schwerfällige dicke Körper folgt — leise, träge über den mondlichten Sand dem Ufer zu dahingleitend.

Mit dem Steigen des Vollmondes hat sich das Lärmen der Schakale und Hyänen verstärkt, bis ein jäh in die Nacht auflagernder Schmerzenslaut das Konzert für Minuten abbricht.

In diese Stille hinein gelst wie ein Triumphgeschrei das hohe piau... der einen Eule, die lautlos wie ein Schatten von ihrem Ast auf die abnungslos sich zwischen Ufern angeschlossen einberingelnde Puffotter niederschießt. Ein scharfer Schnabelstich hat den leicht über den Boden gehobenen Kopf der Schlange getroffen. Fast im gleichen Augenblick trallen sich die Fänge der zweiten Eule in den hinteren Teil des schmerzlich sich windenden Körpers, reißen ihn sekundenlang in die Luft. Der trumme, graue Schnabel fällt unerbittlich in das Kreuz des Otternleibes. Hilflos unter Schmerz und wutwüstem Fauchen beißt die Schlange aufwärts in die leere Luft. Abermals trifft ein schneidender Schnabelstich den Kopf, der jetzt müde zurücksinkt, während der im Rückgrat gebrochene



Auch Riesen bedürfen der Zahnpflege

Es macht den Dickhäutern Spaß — das sieht man, jedenfalls mehr als manchem Kinde.

Mitte des Riviers zu. Hier liegt eine aus Geflüpp und angetriebenem Wurzelwerk gebildete Schwemmlins. Mühelos schiebt sich der schwere Leib der Schlange in die schlängelnde Geborgenheit des Dickichts.

Am Horizont glüht die Himmelskugel auf. Die Sonne verschwindet hinter einem dunkelviolettten Bergzuge. Rasch sinkt die Dämmerung über das öde Buschland. Kleine Vogelscharen schwingen sich im letzten Licht eilig in die Kronen der Bäume, ihr Kreischen und Zwitschern verebbt. Die spärlichen Laute des glutüberfüllten Tages schwinden, die Stimmen der Nacht erwachen. Schakale bellen, eine Hyäne lacht gellend auf. Eulenschreie erglänzen durch das Dunkel. Gleich lautlosen, beschwingten Vallen schweben zwei Schleiereulen einige Male an den buschverdunkelten Ufern entlang und lassen sich sodann zur Seite des kleinen Anledidichts, in dem die Puffotter verschwand, auf einem grotesk in die Luft geredeten Wurzelast nieder.

Reglos verbarrend wie steinerne Pagoden hocken sie über Stunden auf ihrem Platz. Werden sie in dieser Vollmondnacht endlich zu ihrem Ziele kommen?

Was will die Schleiereule? Ach — sie ist die Erzfeindin der Schlange. Es herrscht eine alte tödliche Feindschaft zwischen ihnen, eine Feindschaft, die dem Gerechtsinn der Natur entsprungen ist, ein ungeschriebenes

Leib in wilden Zuckungen hin und her schlägt, zwei Krallen paden dicht hinter dem Schlangenkopf fest zu. Hieb auf Hieb zerseht das Dreieck des flachen Schädels. Hieb auf Hieb der anderen Eule schneidet in den sich krümmenden Rumpf. Noch einmal weitet sich der giftbergende Rachen, ein letztes pustendes Fauchen, ehe die Kiefern völlig auseinandergerissen sind.

Ueber den finstern im Sande hin und her schlängelnden Leib des befestigten Totleibes stürzen sich jetzt die Eulen mit grimmigem Heißhunger. Das weite Lichtbett des Flusses herauf trabt unbemerkt ein schmaler Schatten. Vorsichtig den Wind einziehend schleicht er näher und springt zuletzt mit kurzem heiseren Gebell auf den Kampfplatz zu. Die Eulen fliegen erschreckt auf, stoßen aber, als sie den Schakal erkannt haben, sogleich wieder flüh auf den Störenfried nieder. Der Schakal hat indessen die noch zuckenden Schlange restlos vorsichtig beschnuppert und trollt mihtrauisch knurrend von dannen.

Piau — Piau... schmähen die Eulen, indem sie ihn verfolgen und seinen Kopf noch mehrmals mit den Schwirgen streifen.

Der Mond hat seinen Kreis über dem Flußbett vollendet. Schon beginnt ein kühles Wehen das Rasen des Morgens anzudeuten.